Die Zukunft.

Berlin, den 29. Oktober 1898.

Die Alkoholfrage.

So weit die Geschichte reicht, gab es insofern eine Alkoholfrage, als Betrunkene und deren Exzesse vorkamen, während die Poesie, die Malerei, die Musik und sogar die Religion beständig sangen: „Der Wein erfreut des Menschen Herz“. Auf der einen Seite Roheit, Verbrechen, Elend und Unglück, auf der anderen taumelnde Freude: aus der selben Quelle! Zu jeder Zeit warnten zwar die Weisen vor der Tücke des angeblichen Sorgenbrechers und Freudenspenders, des falschen Menschenfreundes, — doch meist vergebens. Man ging nahezu überall von der irrigen Voraussetzung aus, ein mäßiger Genuß berauschender Getränke sei zugleich unschädlich, nützlich und allgemein erreichbar. Während mindestens 2500 Jahren (Confucius und andere uralte Bücher predigten schon die Mäßigkeit im Weingenuß) blieben alle Mäßigkeitpredigten und Bestrebungen absolut resultatlos; sie konnten nicht einmal bei den Zeitgenossen einen merklichen Erfolg aufweisen; sie blieben ein kraft- und nutzloses Jammern über die Schwäche und Bosheit der Menschen. Dennoch hat es schon früher Männer gegeben, die, wie Mohammed, begriffen hatten, daß der gewohnheitmäßige Genuß gegohrener Getränke an und für sich — und nicht nur der Uebergenuß — die Quelle des Uebels sei und ausgerottet werden müsse. So hat der Islam neben seinen sonstigen verderblichen Fehlern, wie vor Allem dem kulturtötenden Fatalismus, durch das Weinverbot des Korans eine unschätzbare Quelle der Kraft und der Zähigkeit gewonnen, die er bis heute zur Genüge bewiesen und behalten hat. Aehnliches fand bei den ebenfalls alkoholenthaltsamen russischen Dissidenten mit gleichem Erfolg statt. Aber die Kulturmenschheit trank weiter.

Inzwischen wurde der Kulturfortschritt von der stets erfindungreichen Gewinn- und Genußsucht dazu benutzt, die Produktion, Konservirung und Verbreitung der geistigen Getränke immer mehr auszudehnen. Besonders die

Brennerei und Brauerei haben bekanntlich in unserem Jahrhundert die Alkoholproduktion dadurch ungeheuer gesteigert und billiger gestaltet, daß alle möglichen Bodenprodukte, wie Rüben, Kartoffeln und Gerste, massenhaft dazu verwendet wurden. Hand in Hand damit ging eine großartige Verbreitung des Wirthshauswesens und -lebens, sowohl nach Zahl als nach Komfort, Größe und Luxus. Daß da und dort heute Straßen vorkommen, wo es mehr Wirthshäuser als Häuser giebt, dürfte — im Vergleich zu den seltenen Wirthshäusern früherer Zeiten — einen genügenden Beweis hierfür liefern. Die Folge dieser Thatsachen ist, daß aus der Gelegenheitstrunksucht früherer Zeiten, wo bei der Weinlese und bei Festanlässen die Betrunkenen mehr im Freien herumlagen, sich aber bald durch erzwungene Nüchternheit erholten, der sozial viel gefährlichere moderne chronische Alkoholismus entstanden ist, der weniger sichtbare Räusche, dafür aber eine ungleich gefährlichere allgemeine Entartung der Sitten und des Körpers durch den gewohnheitmäßigen täglichen Alkoholgenuß und Uebergenuß zeitigt.

Unterdessen entstand am Anfang dieses Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, besonders unter dem Einfluß des Arztes Benjamin Rush, die moderne Enthaltsamkeit-Bewegung der Kulturvölker, deren Lehr- und Grundsätze kurz die folgenden sind: Alle alkoholischen Getränke sind schleichende Volksgifte, die einen ungeheuren sozialen Schaden und keinen Nutzen stiften. Der Gebrauch solcher Getränke ist daher an und für sich nichts als ein Jahrtausende alter, durch Vorurtheile, Geschichte, Literatur und Religion sanktionirter und unterhaltener Mißbrauch. In Folge der Eigenschaften des Alkohols führt der allgemein gebräuchliche Genuß mit fataler Sicherheit eine große Zahl Menschen zum Uebermaß. Aus diesem Grunde nützen die Mäßigkeitbestrebungen nicht. Der Alkoholismus und die Trunksucht sind nicht an sich ein dem Menschen innewohnendes Laster, sondern nur das lasterhafte Produkt einer durch jene Unsitte produzirten Krankheit bezw. Vergiftung des menschlichen Gehirnes. Die Ursache des Uebels ist die Sitte, gegohrene und gebrannte Getränke gewohnheitgemäß zu genießen. Daher müssen Beide aus der Reihe der Nahrung- und Genußmittel beseitigt werden.

Dieser an sich so einfache und natürliche, deshalb auch gerade großartig zu nennende Reformgedanke wurde zunächst verhöhnt und als verrückte Utopie bezeichnet. Man versuchte auch in Amerika und anderswo mehrfach, einen Mittelweg durch die Enthaltsamkeit von gebrannten Getränken allein einzuschlagen. Allein dieser letzte Versuch schlug stets und überall nach kurzem Erfolg fehl,*)

*) Speziell auch in Deutschland die große Branntweinenthaltsamkeitbewegung der vierziger Jahre, die es bis auf 300 000 Anhänger gebracht hatte. Der psychologische Grund dieses Unterganges ist jedoch sehr durchsichtig: wer nichts Anderes thut, als die Schnapskneipe durch die Wein- oder Bierkneipe und

während die konsequente Enthaltsamkeit von allen alkoholischen Getränken langsam, aber sicher zu einer sozialen Macht, zu einem Kulturfaktor ersten Ranges emporgewachsen ist. Diese Behauptung wird freilich in Deutschland noch mit einem mitleidigen Lächeln aufgenommen. Deshalb muß ich, um sie zu begründen, Thatsachen anführen. Zuerst im Staate Maine kam es nach langen Kämpfen zu einer enthaltsamen Volksmehrheit, die die Staatsprohibition, d. h. das gesetzliche Verbot des Verkaufes und der Fabrikation aller alkoholischen Getränke im Staat, durchsetzte. Später wurde die Prohibition auch in anderen Staaten der Union — stets durch Volksabstimmung — eingeführt, da und dort auch wieder abgeschafft. Jetzt besteht sie in drei Staaten. Doch bedeutet dieses Verbot kein Verbot des Alkoholgenusses und der freie Import aus anderen Staaten bleibt den Konsumenten durch die Uniongesetze erlaubt. Ferner traf die durch den (1897) 93 Jahre alt verstorbenen General Neal Dow eingeführte Staatsprohibition noch zu wenig vorbereitete Völker und zu große Minoritäten. Man griff deshalb in den letzten Jahren zu einem besseren, wenn auch langsamer wirkenden Mittel, nämlich zum „Local Veto“ (oder „Local Option“), das jeder Gemeinde, also allen majorennen Männern und Frauen der Gemeinde (eventuell nur den Männern) das Recht giebt, durch Mehrheitbeschluß den Alkoholhandel auf dem Gebiet der Gemeinde zu verbieten. Viele Staaten der Union besitzen das Lokal-Veto und erhalten dadurch eine langsame Vorbereitung zur Staatsprohibition, eine Vorbereitung, die den Vergleich zwischen dem Wohlstand, den Verbrechen, der Gesundheit u. s. w. in den Veto- und Lizenz-Gemeinden (denen, wo der Alkoholhandel gestattet ist) erlaubt.

Eine vorzügliche, peinlich genaue und unparteiische Statistik über eine fünfzehnjährige Periode bei Veto- und Lizenzgemeinden wurde neuerdings vom Staate Massachusetts publizirt, aus der z. B. hervorgeht (man muß die Zahlen im Original sehen), daß (nach Ausschluß der Verurtheilungen wegen Trunkenheit) in den Vetogemeinden z. B. auf 1000 Einwohnern nur 10,26 Verhaftungen gegen 23,34 in den Lizenzgemeinden vorkamen und daß der Wohlstand in den Vetogemeinden bedeutend zunahm, wie z. B. die Spareinlagen u. s. w. beweisen. Etwa die Hälfte der Bevölkerung steht unter Lokal-Veto und die andere Hälfte unter Lizenz. Interessant ist der Vergleich der selben

---

den Schnapsrausch durch den Wein- oder Bierrausch zu ersetzen, muß über kurz oder lang der Lächerlichkeit und Verflachung anheimfallen, — und Beides wirkt tötlich. Principiis obsta. Nicht eine besondere Substanz muß von der Bewegung entschieden bekämpft werden, sondern die Volksberauschung und Vergiftung. Somit muß sie alle eine gefährliche „Sucht“ erzeugenden Volksgifte, heißen sie Branntwein, Obstwein, Bier, Wein, Opium, Morphium, indischer Hanf, Aether oder Coca, aus der Volksdiät verbannen und in die Apotheke einschließen.

Gemeinde in der Veto- und Lizenzperiode. Er giebt überall die selben Resultate: Sittlichkeit, Ersparnisse, Gesundheit, Wohlstand werden durch das Veto in kurzer Zeit bedeutend gebessert; die Verbrechen nehmen erheblich ab.

Die Zahl der Totalenthaltsamen in den Vereinigten Staaten wird heute auf etwa 10 Millionen geschätzt. Natürlich werden sie auf alle erdenkliche Weise durch die in ihren Geschäftsinteressen bedrohten Bier- und Wiskyhändler verleumdet, der Heuchelei, Korruption u. s. w. bezichtigt, — und diese Enten werden gedankenlos von deutschen und anderen europäischen Zeitungen reproduzirt, obwohl eine kurze Beobachtung und Ueberlegung lehrt, daß die amerikanische Korruption in den Lizenzstaaten und -städten noch ärger als in den Vetogegenden grassirt, also von ganz anderen Ursachen herrührt.

Von Amerika aus hat sich ferner die Enthaltsamkeit-Bewegung nach Kanada, Großbritannien, den skandinavischen Ländern, Finland, allen britischen Kolonien und neuerdings nach Centraleuropa verpflanzt. Kanada steht der Staatsprohibition sehr nah; ein Plebiszit hat dort in vier Staaten eine große Mehrheit für das Verbot ergeben. Eine definitive Entscheidung steht bevor. Norwegen, wohl ziemlich das ehrlichste Land der Welt, hat mit Erfolg das Lokal-Veto eingeführt; in England, Schweden und Dänemark werden harte Kämpfe darüber geführt. Gerade jetzt finden in Finland große Erhebungen des Volkes gegen den Alkoholhandel statt; die Mehrheit der Finländer ist für die Prohibition, kann aber wegen der dortigen Wahlart nicht entscheiden. In Großbritannien schätzt man die Enthaltsamen auf etwa 6 Millionen; in Schweden und Norwegen zählt man viele hunderttausende. Eine der rührigsten Organisationen der Enthaltsamen ist der internationale Guttemplerorden, der etwa 600000 Mitglieder zählt (100000 in Schweden allein, ungefähr 6000 in Norddeutschland, 2000 in der Schweiz, 30000 in Norwegen, 200000 in Großbritannien u. s. w.)

Diese ganz summarisch angeführten Thatsachen*) beweisen die Lebenskraft der Enthaltsamkeit-Bewegung. Spott und Achselzucken helfen nicht mehr. Sie ist in den Nordländern bereits eine soziale und politische Macht geworden, hat dort segensreich gewirkt und das Maximum des Alkoholismus stark nach Süden verlegt. Heute stehen Kanada, Norwegen und Finland, die früher durch ihre Trunksucht verschrieen waren, zu unterst in der Konsumskala, während Frankreich, Belgien, die Schweiz, Deutschland u. s. w. obenauf gekommen sind. Die alten Redensarten über die goldene Mäßigkeit,

*) Mit dem in der Schweiz und in Rußland mit fast vollständig negativem Resultat eingeführten Alkoholmonopol des Staates und mit dem kaum besseren Gesellschaften-Monopol (Gothenburger System Schwedens, das die dortigen Abstinenten selbst bekämpfen) wollen wir keine Zeit verlieren, denn wer aus dem Uebel Profit zieht, kann es nicht wirksam bekämpfen.

über den „Fanatismus der Enthaltsamkeit", die man als „amerikanische Verrücktheit" bezeichnete, die Bierwitze über die „heimlich trinkenden Enthaltsamkeitheuchler", die Verwechselung der genannten sozialen Bewegung mit religiösem Sektenwesen u. s. w. fangen an, mit ihrer abgedroschenen Hohlheit nicht mehr zu verfangen. Auch bei uns beginnt man, die Frage langsam ernstlicher zu prüfen, und so dürfte es der Mühe werth sein, die Thesen und Gründe der Abstinenten genauer zu prüfen und sich die Frage vorzulegen: haben diese Leute nicht Recht und gehören nicht unsere Alkoholtrinksitten mit Schnaps, Bier oder Wein, trotz ihrem Ruf und äußerem Glanz, zu den Vorurtheilen der Unwissenheit und der barbarischen Roheit, welche die Kulturmenschheit, wie die Tortur, die Todesstrafe, die Sklaverei, die Nasenringe, die Deformation der Kinderschädel und Aehnliches mehr, allmählich abschütteln und in die Rumpelkammer vergangener historischer Verirrungen werfen soll?

Die von mir aufgestellten folgenden Thesen wurden am fünften Juni dieses Jahres auf dem ersten schweizerischen Abstinententag von den dort zahlreich vertretenen Abstinenzvereinen einstimmig angenommen. Ich will sie hier etwas näher begründen.

1. Die Alkoholfrage ist eine hygienische, ethische (moralische) und soziale Frage erster Bedeutung für eine gesunde Weiterentwickelung unseres Volkes.

In der That wird die enorme Bedeutung der Frage bei uns noch gründlich verkannt. Außer dem noch kleinen Häuflein der Abstinenten ist sie weder den Gebildeten noch dem Volk zum Bewußtsein gekommen und in unglaublich verblendeter Weise läßt man jährlich Milliarden Geld mit einer Unsumme von Menschenkraft und Menschengesundheit, besonders aber von Gehirnthätigkeit, in den Schlund dieses Riesenvampyrs unserer Kultur verschwinden, ohne sich ernstlich zu wehren. Angesichts der Alkoholfrage erinnert mich das Benehmen unserer Massen an die bornirte Verblendung gewisser Insekten, die sich und ihre Brut von schwächeren Schmarotzern vernichten lassen, ohne darauf zu achten, — so tief sind sie in dem Automatismus ihrer Instinkte fixirt und systematisirt!

Hygienisch ist die Alkoholbekämpfung, weil der Alkohol das Gehirn und den übrigen Körper entarten macht, ethisch, weil er unsere Sitten depravirt und das Organ der Ethik, das Gehirn, verdirbt, sozial aus den selben Gründen, weil eine gesundheitlich und ethisch entartende Gesellschaft sich nicht regeneriren kann, wenn sie eine künstliche Hauptquelle ihrer Entartung weiter pflegt, statt sie zu beseitigen.

2. Sie wurde früher, auf Grund mangelhafter Erkenntniß, in unrichtige Bahnen gelenkt, seither durch Gewohnheit, Vorurtheil und Schlendrian in diesen Bahnen gelassen, — und so blieben alle Versuche, einen sogenannten mäßigen Alkoholgenuß allgemein zu erzielen, erfolglos.

Diese Frage habe ich schon am Eingang meiner Betrachtung erörtert. Es wäre interessant, zu erforschen, wie die Menschheit überhaupt dazu kam, gegohrene Getränke zu genießen, während kein Thier Das sonst thut. Wir müssen annehmen, daß die angeborene Neugier unserer ersten Vorfahren sie eines Tages zur Entdeckung der Gährung in irgend einem hohlen Palmenkelch führte. Der Versuch, der darauf folgende Rausch und die sirenenhaften Eigenschaften des Durst und Sucht erzeugenden Alkohols dürften dann das Weitere ergeben haben.

3. Der Alkohol oder Aethylalkohol ist eine für den menschlichen Organismus, wie für den thierischen, giftige Substanz, deren Giftigkeit mit der Höhe und Häufigkeit der Dosen steigt, aber selbst in den mäßigsten gebräuchlichen Dosen die Funktionen der Organe deutlich beeinträchtigt, weder zu den Nahrung- noch zu den Stärkungmitteln gehört, in der normalen Diät niemals nützt und daher zu ihr nicht gerechnet werden darf.

Dieser Satz wird durch die folgenden, namentlich durch die Thesen 4 bis 6, genauer bewiesen. Aber die alte Gewohnheit des Trinkens läßt es dem nicht Ueberlegenden unglaublich erscheinen, daß man ein so allgemein verbreitetes Genußmittel, das die Meisten als unentbehrlichen Bestandtheil ihrer täglichen Diät betrachten, mit dem Ausdruck „Gift" bezeichnet. Der „edle" Wein, das „biedere" Bier Gifte! Und doch steht es felsenfest, daß diese Gifte hundertmal mehr Menschen töten und krank machen als sämmtliche anderen Gifte zusammen genommen (von den Mikroorganismen spreche ich hier nicht als Giften, denn diese nimmt man nicht bewußt ein). In der That hat der Alkohol alle Eigenschaften eines Giftes: er wird vom Organismus resorbirt, bewirkt in ihm schon in sehr kleinen Dosen (siehe Thesen 5 und 6) erhebliche Störungen, verändert die Gewebe und ernährt sie nicht. Das an Alkohol nicht gewöhnte Gehirn reagirt sofort in pathologischer Weise schon bei sehr kleinen Dosen. Die akute Vergiftung (Rausch) geht vorüber. Aber lange Wiederholungen bewirken die chronische Vergiftung (chronischer Alkoholismus) mit irreparablen Gewebsentartungen. Man hat zwar behauptet, der Alkohol sei als sogenannter „Eiweißsparer" eine Art Nahrungmittel (verlangsame die Eiweißspaltung). Diese Ergebnisse sind jedoch von Miura im Laboratorium von v. Noorden widerlegt worden. Und wären sie richtig, so würden sie dennoch nur Lug und Trug darstellen: denn was nützt eine Eiweißersparniß durch Vergiftung? So viel wie etwa die Fettbildung durch Phosphor oder Arsenik. Die normale Eiweißspaltung darf nicht ohne Störung der Oekonomie des Körpers verlangsamt werden. Man möge Gifte vorübergehend als Medikamente anwenden, doch daraus keinen Grund ableiten, sie in die normale Diät einzuführen. Ein solches Beginnen ist verhängnißvoll.

Der Alkohol ist das gefährlichste und fürchterlichste aller Gifte, denn er richtet die größten Verwüstungen in der Menschheit an. Was ist die Blausäure, was sind Quecksilber oder Tollkirschen daneben! Niemand vernarrt sich in diese Substanzen. Alle Menschen fürchten und vermeiden sie und so sind ihre relativ seltenen Opfer die Opfer eines Versehens, eines Selbstmordes oder eines Mordes. Ganz minimale Quantitäten verschiedener Gifte, die unbewußt durch chemische Umsetzungen in unseren Organismus gelangen, sind freilich unschädlich, z. B. Spuren von Phosphor, von Cyanverbindungen und auch von Alkohol; gegen diese eifern wir nicht, da sie keine Gewohnheit und keine Sucht erzeugen.

Man muß mich recht verstehen. Die Gefahr des Alkohols liegt erstens in dem Alkoholdurst, in der Alkoholsucht, die er erzeugt und worin er allen narkotischen Giften, wie Opium, Morphium, Cocain, indischer Hanf, Aether, Hyoscin, Chloral, Chloroform u. s. w., ähnlich ist; zweitens in der Lähmung und Betäubung des Gehirns; drittens in der allgemeinen Sitte, ihn zu den täglichen Diätmitteln zu rechnen; viertens in den furchtbaren Verheerungen, die er individuell und sozial in Folge Dessen und durch die Art seiner toxischen Wirkung (von der ich nachher sprechen werde) anrichtet. Aus diesen Gründen ist es eine Absurdität, den Thee und den Kaffee mit ihm zu vergleichen, obwohl es täglich geschieht. Diese harmlosen Genußmittel enthalten zwar in minimaler Menge eine toxische Substanz. Sie erzeugen aber weder eine Sucht, noch Verbrechen, noch Todesfälle, noch Krankheiten, noch Entartungen. Sie lähmen und betäuben das Gehirn nicht. Wer davon etwa unwohl oder schlaflos wird, hört sofort auf, sie zu genießen, und damit ist die Sache abgethan. Der Theeismus und der Kaffeeismus sind aufgebundene Bären, die nicht existiren oder nur mit tausend anderen in das Kapitel der Suggestion gehören und daher nicht bekämpft zu werden brauchen. Etwas schlimmer steht es mit der Nikotinvergiftung (Tabakgenuß). Doch selbst diese ist ein Spatz gegenüber dem Drachen des Alkoholismus und es wäre Kraftvergeudung, mit Artillerie darauf zu schießen.

Man muß festhalten, daß schon die leichteste Erheiterung, die erste Lösung der Zunge, die durch Bier oder Weingenuß erzeugt wird, auf Gehirnvergiftung durch den Alkohol beruht. Nur die Gewohnheit und das Vorurtheil lassen uns das Bedenkliche dieser Erscheinungen übersehen. Würden sie nach dem Genuß einer neuen, noch unbekannten Substanz entstehen, so würde man sofort erschrecken und über Vergiftung klagen.

4. In sämmtlichen gegohrenen und gebrannten Getränken bildet der gleiche Aethylalkohol den hauptsächlichsten giftigen Bestandtheil, also im Bier, im Wein, im Obstwein und in allen Branntweinsorten, gleichviel, ob jene Getränke, wie man sich ausdrückt, reell oder gefälscht sind. Nur im Absynth kommt dazu noch

ein anderes Gift zu erheblicher Wirkung. Der Fusel und ähnliche sogenannte Unreinlichkeiten kommen in den geistigen Getränken in zu kleiner Menge vor, um die Giftigkeit des Aethylalkohols wesentlich zu erhöhen, was durch die Experimente Straßmanns und Joffroys sowie durch die Erfahrungen der Trinkerasyle unwiderleglich dargethan worden ist.

Es ist ein altes Märchen, die sogenannten „Unreinlichkeiten" des Alkohols als die Quelle des Uebels zu bezeichnen. Die hierauf bezüglichen veralteten Angaben des Dujardin Beaumetz waren gründlich falsch, wie Professor Joffroy in Paris neuerdings gezeigt hat, denn sogar der reine Fusel zeigt sich, von Hunden genossen, nicht sehr erheblich giftiger als der Aethylalkohol und er kommt in unseren geistigen Getränken nur in minimalen Dosen vor. Daher hat der früher so warm für die Reinigung des Branntweines eintretende Direktor des schweizerischen Alkoholmonopols, Herr Dr. Milliet, selbst den Ausdruck „Fuselfabel" gebraucht und zum Wohlgeschmack der Trinker den gereinigten Schnaps mit ungereinigtem vermengt. Straßmann fand, daß die gleichen Dosen gereinigten Aethylalkohols in gleicher Konzentration die gleichen Thiere töteten wie ungereinigter Fuselschnaps. Und die Erfahrung zeigt, daß wir in der Trinkerheilstätte Ellikon hauptsächlich Wein- und Bieralkoholiker haben, denn selbst die meisten derjenigen Insassen jener Anstalt, die in den Tabellen als daneben noch Liqueur trinkend angegeben werden, tranken nur sehr wenig davon und waren wesentlich durch Wein oder Bier alkoholisirt.

5. Die sorgfältigen, langjährigen, vergleichenden Experimente von Kraepelin, Smith, Fürer, Aschaffenburg u. A. m., die mit schwachen Dosen (10 bis 40, sogar mit nur 7 K.-Cm.) verdünnten Aethylalkohols beim Menschen operirten, beweisen eben so unwiderleglich, daß schon solche schwache Dosen sämmtliche geistige Funktionen deutlich herabsetzen, d. h. zugleich verlangsamen und die Zahl der Irrthümer vermehren, so die Aufmerksamkeit, die Ueberlegungfähigkeit, die Gedankenassoziation, das Gedächtniß, die Logik. Die Empfindungen werden abgestumpft, was der Mensch bei den stärkeren (unangenehmen) Empfindungen, wie Schmerz, Kälte, Wärme, angenehm findet. Diese giftige Wirkung, verbunden mit der folgenden, täuscht uns und giebt uns nach Alkoholgenuß die Illusion des Wohlseins und der Kraft.

Die zahlreichen und klassischen Experimente des Professors Kräpelin in Heidelberg und seiner Schüler können nicht genug zum Studium und Nachdenken empfohlen werden. Alle erdenkliche Sorgfalt wurde dabei verwendet. Freunde und Feinde des Alkoholgenusses wurden mit gleichem Ergebniß dazu verwandt, um Tendenz und Suggestion auszuschließen. Ich will nur die Experimente an Setzern hervorheben, bei denen der kleinste Alkoholgenuß die Zahl der Fehler stets vermehrte, und auch die Thatsache, daß die störende und lähmende Nachwirkung eines einzigen Glases Bier sich

noch bis mehr als vierundzwanzig Stunden nach dessen Genuß nachweisen ließ. Die Feinheit und konstante Gleichmäßigkeit der Ergebnisse jener zahlreichen Experimentreihen lassen sich nur aus den Originalarbeiten ermessen und in ihrer durchschlagenden Bedeutung würdigen. Was bedeuten dagegen all die abgedroschenen Phrasen der goldenen Mäßigkeit, der guten Gabe Gottes (die Tollkirsche und der Manzanillabaum sind auch Gaben Gottes), des „edlen" Pokales, des erfreuten Menschenherzens u. s. w.

Sehr wichtig und grundlegend ist neben der Thatsache der Giftigkeit sehr kleiner Alkoholdosen die, daß das sirenenhafte, betrügerische Wesen des Alkohols auf seiner die Empfindung und die Assoziationen lähmenden, betäubenden Wirkung beruht. Daher kann er zugleich die subjektive Täuschung der Erwärmung bei der Kälte, der Erfrischung bei der Hitze, der Kräftigung bei der Erschöpfung (oder auch bei thatsächlicher Abschwächung), des Witzes bei der Dummheit, des Geistreichen bei plattem Unsinn, des Wohlseins bei der Krankheit u. s. w. erzeugen. Er stumpft alle Unlustgefühle ab und erzeugt eine oft verhängnißvolle Lust, denn nicht so selten stirbt der durch ihn „Erfrischte" am Hitzschlag, der „Erwärmte" am Erfrierungtod, der subjektiv Gebesserte an einer Krankheit, oder fällt der subjektiv Gestärkte aus Schwäche um, — da, wo es ohne Alkoholgenuß nicht geschehen wäre. Die Nordpolfahrten (Nansen u. A.) geben treffliche Illustrationen dazu. Mit Recht hat Bunge betont, daß aus dem selben Grunde der Alkohol die Langeweile tötet und Faullenzer erzeugt.

6. Aus den Experimenten von Parkes, Kraepelin, Frey, Destrée u. A., aber auch aus den Erfahrungen in den englischen Armeen in Egypten, aus der so gut wie absolut abstinenten Polarexpedition Nansens, aus allen Sportarten, wie Bergsteigen, Velofahren, Dauerlauf u. s. w., aus den täglichen, oft verglichenen Erfahrungen der Abstinenten aller Länder geht eben so sicher hervor, daß die Muskelkraft resp. Leistung durch den Alkohol gelähmt, d. h. herabgesetzt wird, und zwar bei starken Dosen sofort und bedeutend, bei sehr mäßigen erst nach einer kurzen Periode (nach 10 bis höchstens 20 oder 30 Minuten) der Beschleunigung oder Erhöhung. Diese Wirkung erscheint mehr als vorübergehender Nervenreiz und wird von der nachfolgenden Lähmung überwogen. Nur in einem für uns unwesentlichen Punkt giebt es noch Differenzen: Frey betont die Wichtigkeit der ersten, vorübergehenden Leistungerhöhung sehr mäßiger Dosen nur beim schon erschöpften Muskel, während Destrée sie überall, aber unwesentlich findet. Für Dauerleistungen der Muskeln sind alle Experimentatoren völlig klar und einig, daß selbst die schwächsten Dosen alkoholischer Getränke beeinträchtigend wirken, eben so für alle rein geistigen Thätigkeiten.

Dieser These ist nicht viel hinzuzufügen. Neuerdings hat sie wieder durch Professor Fick in Würzburg, durch die Siege der abstinenten englischen Armee in Atbara und Khartum (Egypten), durch den Sieg der alkoholabstinenten vegetarischen Dauerläufer in Deutschland u. s. w. glänzende Bestätigungen

erfahren. Daß bei allen Sports und Kraftleistungen, besonders aber bei Dauerleistungen, der Abstinente — ceteris paribus — stets über den mäßig Alkohol Trinkenden siegt (also bei sonst gleichen Kräften), ist eine nun so tausendfach bewiesene Thatsache, daß sie keiner Bestätigung mehr bedürfte, wenn das Vorurtheil nicht so unbändig groß wäre. Der Befehl des Generals Miles an die amerikanischen Truppen in Santiago, wo immer möglich, keine alkoholischen Getränke, auch keinen Wein und kein Bier zu genießen, giebt meiner These eine neue Sanktion. Auch nach Dr. Wulffert verdanken die Vegetarier ihre Vorzüge nicht der Fleischenthaltung, sondern der Alkoholenthaltsamkeit. Die großartigen, ans Fabelhafte grenzenden Leistungen von Nansen und Johannsen bei ihrer Nordpolfahrt geschahen bei reiner, ausschließlicher Fleischkost, aber bei totaler Alkoholenthaltsamkeit. Diese Thatsache verdient, festgenagelt zu werden.

Ich habe selbst die Vermehrung meiner Leistungfähigkeit seit der Alkoholabstinenz, d. h. vom achtunddreißigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahr, gegenüber dem sehr mäßigen Alkoholgenuß vor dem achtunddreißigsten Lebensjahr so konsequent und vielfältig erprobt, daß die Lehre der schwächenden Wirkung auch der mäßigsten üblichen Alkoholdosen (Wein und Bier; andere Sorten trank ich nicht) für mich so fest steht wie ein mathematischer Satz.

7. Die Lebensdauer wird durch den starken Alkoholgenuß bedeutend abgekürzt. Aber auch durch einen mäßigen Alkoholgenuß wird sie im Durchschnitt um etwa sechs Jahre vermindert. Dies geht konsequent und unzweideutig hervor aus den seit 30 Jahren fortgesetzten Statistiken der englischen Lebensversicherungsgesellschaften mit besonderen Sektionen für die Abstinenten. Diese geben einen starken Rabatt und machen doch bessere Geschäfte, weil viel weniger Todesfälle eintreten, als nach den üblichen Berechnungen zu erwarten wären. Laut eidgenössischer Statistik sterben über 10 Prozent unserer Männer über 20 Jahre ausschließlich oder mit an Alkoholismus in den fünfzehn größten Städten der Schweiz.

Die Länder, die am Wenigsten Alkohol konsumiren (in Europa Norwegen und Schweden) haben die längste Lebensdauer. Von 1851 bis 60 betrug in Schweden die Sterblichkeit 21,7 pro Mille im Jahr, von 1860 bis 94, d. h. seit der Durchführung der großen Alkoholreformgesetze (1860), nur noch 17,5. In Dänemark betrug sie von 1851 bis 60 im Durchschnitt 20,6 pro Mille, von 1860 bis 94 19 pro Mille. Während in Schweden die Verminderung 4,2 pro Mille betrug, betrug sie in Dänemark, wo kein Alkoholgesetz erlassen wurde und fast so viel getrunken wird wie früher, trotz den übrigen Fortschritten der Hygiene nur 1,6 pro Mille. In Schweden mußten 1860 von den Rekruten 36 Prozent wegen Untauglichkeit zurückgestellt werden, 1890 nur noch 20 Prozent, und zwar zeigte sich die Besserung stetig zunehmend seit 1860, genau wie bei der Sterblichkeit. In Norwegen ist es noch besser.

Die englischen Lebensversicherungsgesellschaften „Temperance and General provident Institution“, „Sceptre“ u. s. w. versichern die Abstinenten in einer besonderen Sektion. Die erste (von 1866 bis 81 — die späteren Zahlen sind ganz ähnlich, liegen mir aber jetzt nicht vor —) zeigt Folgendes:

	Zahl der im Voraus berechneten Todesfälle	Zahl der erfolgten Todesfälle	Prozent
Allgemeine Sektion	4080	4014	99
Sektion der Abstinenten	2418	1704	70

Also 29 Prozent weniger bei den Abstinenten. Und thatsächlich war die Zahl Derjenigen, die in dieser Zeit von einer Sektion in die andere übertraten, ganz minimal und ohne Einfluß auf die Ergebnisse, was durch genaue Nachforschungen festgestellt wurde. Deshalb erhalten die Abstinenten eine große Prämienermäßigung.

Dem Spezereihändler in England ist der Detailverkauf (per Glas) von geistigen Getränken nicht gestattet. Seine Mortalität beträgt (vom fünfundzwanzigsten Lebensjahr an) 18,9 pro Mille, die des Schankwirthes dagegen 33,4 pro Mille. Weitere Vergleiche sorgfältigster Art wurden angestellt von der British Medical Association zwischen übermäßigen Trinkern, mäßigen Trinkern*) und Abstinenten. Ferner ließen sich die Sterblichkeitziffern der Abstinenten Rechabites mit denjenigen der Nichtabstinenten Odd-Fellows vergleichen. So kommt White (Intern. Monatschrift zur Bekämpfung der Trinksitten, März 1898) zu dem Schluß, daß der Mann, der vom achtzehnten Lebensjahr an abstinent ist, durchschnittlich $7^3/_4$ Jahre länger lebt als derjenige, der es nicht ist.

Die erwähnte schweizerische Statistik wird seit mehreren Jahren vom Herrn Direktor Guillaume sorgfältig durchgeführt; den Aerzten werden besondere Karten für die Todesursachen zugestellt, aus denen sie den Namen des Verstorbenen, der auf einem abtrennbaren Coupon steht, selbst entfernen. So werden Arzt und Verstorbene nicht kompromittirt, das ärztliche Geheimniß wird gewahrt und die Wahrheit kann festgestellt werden.

8. Krankheiten aller Art werden gefördert und verlaufen schwerer, oft tötlich, in Folge der Alkoholtrinksitte. Die Krankenkassen abstinenter Vereine und die viel geringere Morbidität des abstinenten Theiles der englischen Armee sowie die Erfahrung am Krankenbett beweisen es.

Die Zahlen sprechen hier beredt. Die Morbidität des abstinenten Drittels der englischen Armee in Indien ist kaum halb so groß wie die des einen der beiden nicht abstinenten Drittel. Während fünfzehn Jahren zeigten

*) Unter 4057 Nichtabstinenten wurden nur 1707 als gewöhnlich nüchtern, also als durchaus mäßig bezeichnet. Es wäre gut, bei uns ähnliche Erhebungen zu veranlassen.

die nichtabstinenten Gegenseitigkeit-Unterstützungsgesellschaften „Foresters“ und „M. U. Exp. Rural Towns“ 27,66 und 26,20 Krankheitwochen per Versicherten im Durchschnitt, während die abstinenten „Sons of Temperance“ in dem selben Zeitraum nur 7,48 Krankheitwochen per Versicherten aufwiesen. Das ist leicht erklärlich, denn der Alkohol erzeugt nicht nur viele Leiden, sondern verschlimmert auch die bestehenden. Man bedenke nur, wie er den Verlauf der Lungenentzündungen, der Wundheilung u. s. w. erschwert, wie er Gicht, Verdauungleiden, Nervenleiden, Nierenleiden, Herzleiden u. s. w. verschlimmert oder unterhält und wie oft die Abstinenz allein solche Leiden heilt. Sehr oft habe ich selbst gesehen, wie Personen, die aus anderen Gründen abstinent geworden waren, derartige langjährige Leiden zu ihrer freudigen Ueberraschung in kurzer Zeit verloren haben. In egoistischem Sinn kann der ärztliche Stand dem Alkohol dankbar sein, denn er ist ein Hauptklientenlieferant. Wären alle Menschen abstinent, so könnte vielleicht eine Hälfte der Aerzte ihren Beruf wechseln.

9. Die Alkoholvergiftung bewirkt direkt sehr oft Krankheit und Tod. Sie ist eine zweifache: akute oder Rausch und chronische — chronischer Alkoholismus — durch fortgesetzten stärkeren Alkoholgenuß. Je nach den Anlagen der Organe eines jeden Menschen werden diese oder jene Organe zuerst durch den Alkohol ruinirt. Besonders verdorben werden das Seelenorgan: das Gehirn, ferner Herz und Blutgefäße, Magen, Leber, Nieren und Geschlechtsdrüsen. Die Alkoholiker sterben demnach schließlich bald am Säuferwahnsinn oder Blödsinn, bald an Herzverfettung und Wassersucht, bald an alkoholischen Leber- und Nierenkrankheiten, durch die fettige Entartung und Schrumpfung dieser Organe. Beim mäßigeren Alkoholgenuß kommt es nicht so weit, aber diese Organe, besonders Gehirn und Magen, leiden doch mehr oder weniger, je nach der Höhe der genossenen Quantitäten und der Resistenzkraft des Einzelnen. Die schlimmen ethischen und sozialen Folgen unserer Alkoholtrinksitten kommen von der Alkoholvergiftung des Gehirnes und der Geschlechtsdrüsen, und zwar sind sie: Irrsinn, Verbrechen, ökonomischer Ruin und Entartung der Nachkommenschaft.

Die direkten toxischen Folgen des Alkoholismus sind allbekannt und hier kurz resumirt worden. Man muß sie mit These 7 (Mortalität) im Zusammenhang betrachten.

Früher wurde der Branntwein als Hauptsünder angesehen. Doch muß man immer mehr erkennen, daß Bier, Wein, Absynth und sogar Obstwein kaum harmloser sind. Man trinkt größere Massen. Das ist Alles. In Frankreich und Algier sind die Verheerungen des Absynthes fürchterlich; dieser mit anderen Giften noch vermischte Alkohol begünstigt konvulsivische Erscheinungen und geistige Störungen. Die Verheerungen des Bieres, besonders auf Herz und Nieren, haben Bollinger und Sendtner in München mit der entsprechenden schrecklichen Mortalität dargethan.

Der Alkohol bewirkt vor Allem bei chronischem Gebrauch eine fettige Entartung der Gewebe, die dadarch mürbe und brüchig werden und ihre Elastizität und Festigkeit verlieren. Man sieht Das besonders bei den Blutgefäßen, die geschlängelt, erweitert, steifwandig und brüchig werden, was man bei den blaurothen Händen und Gesichtern der Trinker und erst recht an ihren inneren Organen betrachten kann. Man sieht es in milderer Form schon bei der Schaar jener Halbmäßigen, die an manchen Orten das Gros der Bevölkerung mit ihren beleibten, aufgedunsenen Figuren ausmachen. Man wolle nur den Bierbayern, den waadtländischen Reblandbewohner, den belgischen Schnapsbruder und den französischen Absyntheur mit dem abstinenten Mohammedaner vergleichen. Die schlanke, mehr blasse, hagere Gestalt des Koranglaubigen mit seinen gut zusammengezogenen Blutgefäßen, seiner Zähigkeit, Flinkheit und Kraft bildet mit den zuerst Genannten einen von Weitem auf der Straße sichtbaren Kontrast, der ganz zu seinem Vortheil ausfällt und durch die alkoholische Gestalt der in Algier zum Absynthtrinken von den Franzosen verführten und korrumpirten Araber erst recht in seinen Ursachen bestätigt und ins richtige Licht gestellt wird.

Eine andere Varietät der Alkoholwirkung auf die Gewebe ist die harte Schrumpfung oder Cirrhose, wie wir sie bei der Leber, den Nieren und zum Theil auch beim Gehirn beobachten. Hier gehen die normalen Elemente erst recht zu Grunde. Im Magen und Darm sind es besonders chronische Katarrhe, Schwellungen, Geschwüre und Blutungen, die das reizende und verwundende Gift bewirkt.

Der letzte Satz der These 9 erklärt die schreckliche soziale Wirkung des Alkohols durch die Vergiftung des Gehirnes und der Geschlechtsdrüsen.

10. Etwa 30 Prozent der männlichen Aufnahmen in Irrenanstalten, die Alkoholiker aufnehmen, gehören zum direkten alkoholischen Irrsinn. Die indirekten Opfer der Trunksucht ihrer Vorfahren bilden einen vielleicht noch größeren, jedoch nicht zählbaren Theil der Insassen der Irrenhäuser.

Diese Zahl wechselt je nach den Lokalitäten, d. h. je nachdem die Alkoholdeliranten in Spitälern oder Irrenanstalten aufgenommen werden. Der Rausch ist ein kurzer Irrsinn und der Berauschte ist thatsächlich unzurechnungfähig, obwohl nicht alle Gesetze Das anerkennen wollen. Der chronische Alkoholist und der Alkoholdelirant sind vollendete Geisteskranke. Es giebt auch periodische Trinker, eine Alkoholepilepsie, Alkoholmelancholie und -manie, alkoholische Gehirnlähmungen und Schrumpfungen, die in unheilbaren Blödsinn übergehen. Als Lehrer an der Hochschule und Direktor der kantonalen zürcherischen Irrenanstalt habe ich in achtzehn Jahren 607 Sektionen selbst gemacht, worunter 38 Alkoholiker. Dieses vom Dr. Brehm bearbeitete Material zeigt, daß das Gehirngewicht der Alkoholiker auffallend

gering ist, ungefähr wie bei der Verrücktheit (Paranoia), und daß es durchschnittlich etwa 70 Gramm weniger als bei den akuten Geisteskrankheiten beträgt, die ungefähr das normale Gewicht haben. Bedenkt man, wie ungeheuer fein und komplizirt das Gehirngewebe beschaffen ist, so muß man die Verheerungen würdigen, die eine Abnahme von 70 Gramm (ca. $^1/_{19}$ des ganzen Gewichtes) an Schrumpfungen und Dergleichen bedeutet.

Am Schlimmsten jedoch dürfte die Produktion von Irrsinn und Schwachsinn bei den Nachkommen der Trinker sein. Man spricht immer von Vererbung als Haupturſache der Geistesstörungen und übersieht dabei, daß die Vererbung nichts schafft, sondern nur Vorhandenes den Nachkommen überträgt oder durch die Keimverbindungen kombinirt. Also müssen andere Faktoren den Entartungskeim in das Keimplasma legen; und es ist nicht schwer, zu beweisen, daß ein Hauptfaktor des Entartungbeginnes der Alkohol ist (die vorhin angeführte Thatsache bei den schwedischen Rekruten deutet schon darauf hin). In der That hat sich bei einer Statistik der belastenden erblichen Faktoren in der Aszendenz der Geisteskranken, verglichen mit der geistig Gesunder (Dissertation des Fräuleins Jenny Kohler, unter meiner Leitung ausgearbeitet), die hervorragende Rolle der Trunksucht erwiesen.

11. Eben so sind 30 Prozent der männlichen Selbstmorde in der Schweiz laut eidgenössischer Statistik ganz oder theilweise die Folge des Trinkens.

Diese These braucht keine Erläuterung. Sie ergiebt sich von selbst aus den anderen.

12. Etwa die Hälfte aller Verbrechen und drei Viertel der Verbrechen gegen die Person geschehen laut umfangreichen Statistiken aller Länder (Baer u. A.) unter dem Einfluß des Alkohols. Bei theilweise durchgeführter Abstinenzreform (Maine, Norwegen, Kanada) sinkt die Zahl der Verbrechen bedeutend. Bei Steigerung des Alkoholkonsumes steigert sich diese Zahl eben so stark (Frankreich). Dies zeigt sich auch, wenn man den Konsum in einzelnen Städten und Landestheilen vergleicht (Massachusetts). Aber auch die Häufigkeit der Verbrechen und Unfälle am Sonntag, Sonnabend Abend und Montag (Lang), die Erfahrungen aller Untersuchungrichter und Experten in Strafsachen stimmen damit überein und täglich bestätigen die Zeitungen jene Erfahrungen.

Nirgends zeigt sich die verderbliche Wirkung des Alkohols auf das Menschenhirn so deutlich wie bei der Statistik der Verbrechen. Die Verstimmung der Empfindung und des Denkens, die Unbesonnenheit, verbinden sich mit einer triebartigen Impulsivität im Handeln, welche die Betrunkenen und Halbbetrunkenen zu Verbrechen führen, die sie zu spät bereuen, wenn die Alkoholwirkung vorüber ist. Eine große Zahl ihrer Verbrechen, ja die Mehrzahl macht auf die Umgebung nicht den Eindruck von Thaten Betrunkener; sie gehen noch gerade und lallen noch nicht, denn dann ist das Stadium der Gefährlichkeit gewöhnlich vorbei. Aber eine große Reizbarkeit verbindet sich

mit zorniger Empfindlichkeit, Betäubung aller Besonnenheit und Lähmung der Ueberlegungen der Vernunft. Bald ist dann eine Gewaltthat, ein Mord begangen; und später bemüht sich der Jurist, zu beweisen, der Kerl sei doch nicht so betrunken gewesen, daß er nicht wußte, was er that, oder, er hätte seine Natur kennen und sich nicht betrinken sollen, oder gar, er habe sich absichtlich mildernde Umstände angetrunken. Vielleicht trinkt sich, zwar ohne vorhergehende Absicht, der selbe Richter am selben Tag ein Aeffchen selbst an. Aber so ist der menschliche Geist beschaffen. Der Trinker muß doch Unrecht haben, auf ihm und seinem „Laster" muß man reiten, um die Ehre der ihn zum Trinken verführenden allgemein trinkenden Gesellschaft zu retten. Saufen ist ordonanzmäßig, so lange Einem dabei kein Pech passirt. Wenn aber, — dann wehe dem Trinker! Das ist unsere Moral!

Und dabei beweist die Statistik unerbittlich die direkte Abhängigkeit der Zahl der Verbrechen in einem Lande oder Landestheil vom Alkoholkonsum. Es giebt zwar Verbrechen, die vom Alkoholgenuß unabhängig sind, aber erstens ist es die Minderzahl und zweitens werden sie meist von geistig oder ethisch degenerirten Menschen begangen, deren defekte Gehirne nicht zum geringsten Theil dem Alkoholismus ihrer Vorfahren zu verdanken sind.

Leider ist die Zahl der Unfälle, die dem Alkohol zuzuschreiben sind, nicht statistisch festgestellt (man denke nur an Eisenbahnangestellte u. s. w.). Aber der Zusammenhang ist auch hier so klar, daß die Unfallversicherungen den Abstinenten sofort und ohne Schwierigkeit erhebliche Prämienermäßigungen gewähren.

13. Die Untersuchungen, Erhebungen und Experimente vieler Irrenärzte und auch des Kinderarztes Demme haben längst bewiesen, daß die Nachkommenschaft der Alkoholiker, in Folge der alkoholischen Entartung ihrer Geschlechtsdrüsen, eine erschreckende Zahl Idioten, Zwerge, Geisteskranker, Epileptiker, Schwächlinge aller Art und Säufer aufweist. Diese Erfahrung wurde neuerdings durch Hodge an der Nachkommenschaft künstlich alkoholisirter Hunde sehr drastisch illustrirt und experimentell bestätigt.

Um die hierauf bezügliche Frage ganz zu verstehen, muß man festhalten, daß es zwei grundverschiedene Arten der erblichen Belastung durch Trunksucht giebt: a) die eben erwähnte, wichtigste, die Neues schafft und durch die direkte Alkoholvergiftung der Keimdrüsen (Spermatozoen und Eier) wirkt. Sie erzeugt, wie man sieht, die verschiedenartigsten Entartungen von Körper und Hirn; b) die einfache erbliche Uebertragung einer Disposition zum Trinken, einer Resistenzunfähigkeit gegen alkoholische Getränke, bei der schon schwache Dosen betrunken machen oder ein unwiderstehliches Verlangen nach mehr, eine „Sucht" erzeugen. Diese Trunksucht der Psychopathen erzeugt an und für sich nichts Neues, sie ist nur der Ausdruck einer übertragenen, erblichen Anlage und geht als solche auf die Nachkommen über.

Professor Demme in Bern studirte die Nachkommenschaft von zehn kinderreichen Familien, bei denen der Vater und zum Theil die Vorfahren Trinker waren, und von zehn anderen, deren Aszendenz zwar nicht abstinent, aber nüchtern war. Die erste Gruppe (Trinker) erzeugte 57 Kinder; von diesen starben zwölf an Lebensschwäche bald nach der Geburt, 36 litten an: Idiotismus (8), Konvulsionen und Epilepsie (13), Taubstummheit (2), Trunksucht mit Epilepsie oder Chorea (5), Mißbildungen des Körpers (3), Zwergwuchs (5); nur 9 entwickelten sich körperlich und geistig normal. Von diesen war bei sieben nur der Vater trunksüchtig gewesen, Mutter und Aszendenz nicht. Von den 37 Kindern, deren Vorfahren oder Mutter auch trunksüchtig waren, blieben nur zwei normal. Die zweite Gruppe (Nüchterne) erzeugte 61 Kinder. Davon starben drei an Lebensschwäche und zwei an Magen- und Darmkatarrh bald nach der Geburt; zwei weitere erkrankten an Veitstanz und zwei hatten körperliche Mißbildungen. Zwei blieben geistig zurück, ohne Idioten zu sein; 50 entwickelten sich durchaus normal. Fügen wir hinzu, daß die zehn Trinkerfamilien nicht auffällig mit Geistesstörungen erblich belastet waren. Nur in einer davon waren zwei Fälle von Epilepsie und einer von schwärmerischer Veranlagung unter den Vatersgeschwistern und in einer zweiten ein wahnsinniger Vatersbruder. In einer dritten kam Selbstmord der Mutter in Folge der Trunksucht des Vaters vor.

Hodge, der Entdecker der sichtbaren Veränderungen bei lebenden Nervenzellen nach intensiver Arbeit, hat auch durch Experimente an Hunden die zuerst erwähnte keimverderbende Wirkung des Alkohols bei den Nachkommen alkoholisirter Hunde nachgewiesen. Die Einwirkungen auf Körper und Geist der so erzogenen Hunde erinnert ganz auffallend an die eben erwähnte Statistik Demmes beim Menschen (Experiments on the Physiology of Alkohol 1897).

14. Alle Erhebungen und Statistiken beweisen, daß viel Armuth durch die Trunksucht erzeugt wird.

So ist es. In Nordamerika wurde eine bedeutende derartige Erhebung gemacht und — mit Ausnahme einer überhaupt abweichenden Gemeinde — kam überallher die Antwort, daß viele Arme durch Trunksucht verarmt waren, dagegen nicht, daß die Trunksucht durch Armuth erzeugt werde. In der That beweisen die erwähnten Erhebungen des eidgenössischen statistischen Bureaus in Bern, daß die Prozentzahl der Alkoholismus-Todesfälle bei Wohlhabenden höher ist als bei Armen. Wer nichts hat, kann eben nicht so viel trinken; und die selbe Thatsache findet ihren Ausdruck in der anderen Thatsache, daß in üppigen Jahren mehr getrunken wird als in mageren. Es ist also ein total verfehltes Unternehmen, die Trunksucht aus der Armuth ableiten zu wollen.

Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß es eben so verfehlt wäre, das soziale Elend und die soziale Armuth an und für sich der Trunksucht allein zuzu-

schreiben. Das Elend der abstinenten Araber kommt z. B. vom Fatalismus des Islams, das Elend der Inder von ihrer Unwissenheit, ihrem fanatischen Aberglauben, dem Klima, der Uebervölkerung u. s. w. Wer dürfte leugnen, daß Industrie, Ausbeutung und die Mißwirthschaft an einem großen Theil des proletarischen Elends in Europa schuld sind! Aber man braucht nicht diese Misere noch künstlich durch ein soziales Gift zu vermehren, das außerdem die Hirnkraft und die Lebenselastizität lähmt und die Fähigkeit des Volkes, sich selbständig geistig und körperlich zu heben, so hochgradig beeinträchtigt, wie es die geistigen Getränke thun. Die Abstinenz ist ein negativer Vortheil. Aber wir brauchen die Befreiung vom Alkohol, um die positiven sozialen Reformen wirksam durchsetzen zu können.

15. Indirekt werden venerische Krankheiten, Verschwendung, Faulheit, Verflachung des Geistes, Lockerung des Familienlebens durch die Trinksitten gefördert und die moralischen Grundlagen der Gesellschaft immer mehr zerrüttet.

Diesem Kapitel wird viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Im Alkoholrausch verfällt meist der Jüngling der Verführung zur Unzucht und venerischen Ansteckungen. Statt Das durch Prostitutionhäuser, d. h. den Teufel durch Beelzebub, verhüten zu wollen, sollte man bei Bacchus den Hebel ansetzen. Es hieße, Eulen nach Athen tragen, wenn man die Förderung der Verschwendung, der Faulheit, der flachen Bierwitze, der Lecture der blödesten, gemeinsten Presse und der Lockerung des Familienlebens durch die Trinksitten näher begründen wollte. Jeder weiß darüber nur zu viel. Weniger überlegt man wohl dagegen, wie viel von der Vernachlässigung der Klassiker, der höheren Kunst, des feineren Geschmackes, der tieferen und feineren Geistesbildung überhaupt heutzutage dem Kneipenleben und speziell der Biervers[illegible]impelung zu verdanken ist. Jedenfalls sehr viel mehr, als der gedankenlose

[illegible] Bedürfniß nach [illegible] Mooemensch von heute sich träumen läßt. Das beweist d[illegible]
[illegible]nsch im Gegensatz Geistesbildung, das sozusagen jeder abstinent gewordene M[illegible]
[illegible] durch den Alkohol zu früher bekommt. Aesthetik und Ethik werden bei Jedem
[illegible]nenz gefördert, — mehr oder weniger beeinträchtigt und daher durch die Absti
[illegible]ade des Einzelnen. natürlich im Verhältniß zu den Anlagen und dem Bildungsgr[illegible]

[illegible]n und des Alkohol- 16. Die nationalökonomische Bilanz der Alkoholproduktio
[illegible] Nationalbankerott. konsumes ergiebt ein furchtbares Defizit, um nicht zu sagen: einen
[illegible]nken. Dabei über- Die Schweiz vertrinkt jährlich weit über 200 Millionen Fra
[illegible]mit dürren Worten, steigt der Import den Export um ein Bedeutendes. Das heißt
[illegible] von ihm erhalten, daß wir für Alkohol dem Ausland viel mehr zahlen, als wir
[illegible]: und des schnaps- und daß der Verdienst schweizerischer Brauer und Rebbesitze
[illegible]ließt, die dazu noch brennenden Bundes ganz aus der Tasche anderer Schweizer f
[illegible]s zu vergiften und dem Ausland zahlen. Und das Alles, um unser Volk nutzlo
[illegible]deln u. s. w. Es zu schädigen, nützliche Nahrungmittel in Alkohol zu verwa
[illegible] Abstinenten bilden heißt, blind sein, wenn man diese Wahrheiten verkennt. Die

endlich keine Gefahr für die Rebkultur, denn sie fördern den Konsum von Obst und unvergohrenen Obstsäften, während umgekehrt die Chemie die Herstellung von Wein mittels Branntwein täglich besser und feiner fördert.

Die Kurzsichtigkeit der Staaten, die ihr Budget auf den Alkoholhandel zum Theil begründen und die Alkoholproduktion als Nationalreichthum preisen, ist wirklich groß. Es ist ein Reichthum, der seinen Besitzer aussaugt und zu Grunde richtet, die besten Kräften des Landes lähmt und korrumpirt. Selbst der Export, auf den manche Länder so viel geben, bildet eine ungesunde Industrie. Man kann nicht Andere auf die Dauer schädigen, ohne selbst schließlich darunter zu leiden, von der Immoralität der Sache selbst noch abgesehen. Dieses Gebahren erinnert mich an das gut verbürgte, geflügelte Wort der Frau eines Absynthfabrikanten, die ihrem Manne während einer Soirée sagte: „Vends en, mais n'en bois pas!“ Darin liegt die ganze soziale Moral des Alkoholhandels und sie richtet sich von selbst. Die Händler — und es giebt deren viele —, die nicht danach leben, pflegen selbst die Opfer des Alkohols zu werden. Das Deutsche Reich soll jährlich für ungefähr 1 Milliarde 700 Millionen Mark geistige Getränke konsumiren und 1552000 Hektar Ackerland für die Produktion solcher Getränke verwenden. Dr. Bode berechnet, daß dafür jeder Einwohner des Deutschen Reiches jährlich 62 Pfund Brot erhalten könnte.

Schon Albrecht von Haller (Die Alpen, 1792) sang im Angesicht einer Alpenlandschaft, wo die Weinreben nicht wachsen:

„Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein gährend Naß gequetschter Beeren ab;
Die Erde hat zum Durst uns Brunnen hergegeben
Und kein gekünstelt Saur beschleunigt unser Grab.
Beglückte, klaget nicht! Ihr wuchert im Verlieren.
Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret Ihr!
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein, — und wird dadurch zum Thier.“

Ja, — und fügt noch Bier und Schnaps heute hinzu! Und es ist doch so leicht und einfach, zu einem der „Beglückten“ Hallers zu werden. Man braucht nur dem ganzen Alkoholgepansch, mitsamt dem Gott Bacchus und seinen taumelnden „Freuden“, mit dürren Worten „Valet“ zu sagen.

Obendrein haben die flüssige Kohlensäure, die Pasteurisation der Obst- und Traubensäfte und Aehnliches mehr in neuerer Zeit die Möglichkeit gegeben, zu billigen Preisen vorzügliche, erfrischende Getränke herzustellen, die einen gesunden, angenehmen, manche sogar einen nahrhaften Ersatz für die alkoholischen Getränke bieten. Es hat sich sogar in Bern eine größere Gesellschaft zur Herstellung alkoholfreier Weine und Obstweine (Säfte) nach der

Methode des Professors Müller-Thurgau gebildet, die in Worms eine deutsche Filiale hat und vorzügliche, gesunde, die nahrhaften Bestandtheile des Obstes und der Trauben enthaltende Produkte liefert, deren Alkoholfreiheit kontrolirt wird. Aber diese Dinge müssen sich erst Eingang verschaffen.

Man darf nie die Macht des Nachahmungtriebes und der Denkträgheit der menschlichen Schafheerde unterschätzen. Das Angebot der alkoholischen Ueberproduktion fördert die Nachfrage mächtig. Weiter überlegt wird dabei nicht.

17. Der mäßige Alkoholgenuß läßt sich vom Mißbranch nur stufenweise und ganz unvollständig trennen. Zudem nützt er nicht und schadet nur. Der Gebrauch eines sozialen Giftes von der Art des Alkohols ist an sich ein Mißbrauch. Fast kein Trinker will Trinker sein oder werden. Unmerklich und unbewußt wird er durch die Schwächen seines Gehirnes und das Beispiel der Anderen dazu geführt. Jedes Glas vermindert seine Fähigkeit, zu überlegen und zu widerstehen. Nicht er, sondern die allgemein trinkende Gesellschaft ist schuld an seiner Trunksucht und trägt die Verantwortung dafür.

Wo hört der mäßige Gebrauch auf, wo fängt der Mißbrauch an? Mancher wähnt sich bei sechs Litern Bier täglich mäßig*), während Andere einen halben Liter schon im Kopf spüren. Man hat gesagt, Jeder müsse sich kennen und wissen, was er vertragen könne. Darin liegt eine große Täuschung. In der That giebt es Menschen, die sich vollständig alkoholisiren und daran sterben, ohne jemals einen Rausch gehabt zu haben. Diese Menschen haben es in der Regel nicht gemerkt. Uebrigens haben wir diese Frage schon beantwortet. Es giebt keine legitime Mäßigkeit im Gebrauch eines so tückischen Giftes. Die „Mäßigen" sind die (unbewußten) Verführer, hat Bunge gesagt. Das Wort klingt hart, trifft aber den Nagel auf den Kopf. Sie unterhalten die Trinkgewohnheiten der Gesellschaft dadurch, daß sie sie fashionabel, salonfähig machen, auf solche Weise diese Gewohnheiten akkreditiren und den Irrthum befestigen, sie seien harmlos, sogar nützlich oder gar unumgänglich nothwendig. Der Säufer stößt ab, der Mäßige aber verführt, wenn er den verderblichen Saft anbietet, wie die Schlange und die Eva mit dem Apfel im Paradies nach einander thaten. Auch hier wird der Verführte wieder zum Verführer und die Zahl der Opfer ist Legion, denn die Eigenschaften des Alkohols und sein Einfluß auf das Gehirn sorgen für eine immer weiter um sich greifende Durchseuchung des Volkes.

18. Die wachsende Zahl der Abstinenten hat den Beweis froher und gesunder Geselligkeit ohne Alkohol bereits zur Genüge geliefert. Bedenken wir, daß, wenn eine mehr oder weniger stumpfsinnige Gesellschaft zu ihrer Erheiterung Alkohol braucht, diese Erheiterung einzig durch Gehirnvergiftung erzielt wird, so richtet sich diese soziale Unsitte von selbst.

---

*) Ein Gericht in München hat in einem Lebensversicherungprozeß geurtheilt, daß man sich bei sechs Liter Bier täglich nicht zu Tode trinken könne. Und doch war der Mann daran gestorben!

Die Germanen fügen sich selbst eine schwere und ungerechte Beleidigung zu, wenn sie behaupten, ohne Alkohol keine frohe Geselligkeit pflegen zu können. Zum Glück haben die muthigen Pioniere der Abstinenzvereine siegreich diese Fabel widerlegt. Es giebt nichts Fröhlicheres und Lustigeres als ein Guttemplerfest in Schweden, Norwegen, Norddeutschland und der Schweiz; und der Alkoholgegnerbund hat im letzten Winter in Zürich monatliche alkoholfreie Abendunterhaltungen mit Tanz organisirt, an denen fünfzig bis hundert Personen Theil nahmen und die nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller Theilnehmer — auch der nicht abstinenten Eingeladenen — mit zu den fidelsten und nettesten zählten, die sie je erlebt hatten. Freilich vermißt man Einiges dabei, jedoch nicht ungern: Orgien, Spektakel und Katzenjammer kommen dort niemals vor und sind undenkbar. Um drei Uhr morgens ist man so nüchtern und so anständig wie um acht Uhr abends, so daß ängstliche Mütter ihre Töchter unbedenklich daran Theil nehmen lassen können. Der Geist bleibt frisch und ungelähmt bis zuletzt; und die Arbeit des folgenden Tages leidet kaum oder gar nicht.

Man erwidert den Abstinenten noch, sie begeben sich eines Genusses. Eines künstlichen allerdings, aber dafür gewinnen sie so viele andere Genüsse zurück durch Gesundheit, Frische und Zähigkeit, daß der Verlust mehr als ausgeglichen wird. Der Mensch kann nicht über eine gewisse Dose hinaus überhaupt sinnlich genießen. Uebergenuß führt zum Ekel; und Entbehrung eines Genusses fördert das Genießen anderer Dinge. Das gilt doppelt da, wo ein Genuß das Wohlbefinden schädigt, wie es beim Alkohol der Fall ist. Nach einer großen Bergtour schmeckt ein Stück Brot besser als die feinste Speise am Schluß eines üppigen Mahles.

19. Die Haupt- und Schluß-These der schweizerischen Abstinenten lautet: „Es ist im Interesse einer gesunden Entwickelung unseres Schweizervolkes, eine allmähliche Beseitigung der alkoholischen Getränke als Genußmittel zu erstreben."

Zum Schluß muß ich noch kurz sagen: die ganze sogenannte Alkoholfrage beruht auf einem gigantischen kulturgeschichtlichen Vorurtheil. Alles darin ist das überlieferte Vorurtheil einer antiken, rohen, ja barbarischen Sitte: die künstliche Vergiftung des menschlichen Gehirnes durch ein narkotisches Gift. Wer Das einmal erkannt hat, soll resolut das Glas bei Seite stellen und zunächst mit der Alkoholenthaltsamkeit einen halbjährigen Versuch machen. Ist er selbständig genug, so wird er dann dabei bleiben. Auf diesem Wege wird die Alkoholgefahr allmählich beseitigt werden.*)

Chigny. Professor Dr. August Forel.

*) Wer sich für die Frage der Alkoholbekämpfung interessirt, wird in der Internationalen Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten, Leopoldshöhe,

Die Nachtigal.

Unten in dem grünen Thal liegt ein kleiner, runder Teich. Auf der einen Seite stößt er an den langgestreckten schmalen Grasgarten des nahen Bauernhauses, an dem gegenüber liegenden Ufer wird er von dichtem Erlen- und Weidengebüsch eingefaßt. Die älteste Weide ragt hoch über die anderen empor, hüllt die kleineren schonend in ihre Zweige und schützt sie vor Sturm und Sonnenbrand. Die schlanken, grüngefiederten Gerten beugen sich leicht zu dem Wasser hinunter, als wollten sie auf den Grund sehen oder als lauschten sie auf ein geheimnißvolles Lied aus der feuchten Tiefe, während der Wasserspiegel wie ein großes dunkles Auge sehnsuchtvoll zu der silbernen Weide aufschaut; neigt sie sich unter einem Lufthauch und berührt ihn anmuthig kosend, dann läuft ein Zittern über ihn hin bis an den äußersten Rand. . .

In dem Gebüsch wohnte eine Nachtigal. Wenn die Sonne sank und der Wasserspiegel dunkler und dunkler wurde, bis er dalag wie eine schwarze Tafel, dann ließ sie ihren süßen Gesang erschallen und unerschöpflich war der Liederquell in ihrer Brust.

„Warum singst Du eigentlich, Frau Nachtigal?" fragte sie eines schönen Tages ein junger, aber altkluger Frosch, der behaglich auf dem größten Blatte einer Wasserrose saß und wartete, daß ihm eine unvorsichtige Fliege in das breitgähnende Maul flöge. „Es ist im Ganzen doch eine wenig einträgliche Beschäftigung; Du fängst weder Fliegen noch Raupen dabei; wirklich: Du hast keine Ursache, zu singen. Nimm mirs nicht übel, aber ich bin für das Reelle."

„Warum ich singe?" gab die Nachtigal verwundert zurück; „ja, weshalb sollte ich denn nicht singen? Freilich, Raupen und Käfer und Fliegen fange ich derweilen nicht, aber Das schadet nicht; ist denn das Leben nicht auch ohne Beute schön? Ich wiege mich auf den schwanken Zweigen der

---

Baden und Basel (Schriftenstelle des Alkoholgegnerbundes, Postfach 4108) einen vorzüglich redigirten Sprechsaal finden. Kleinere Blätter sind die „Freiheit" in dem selben Verlag, ferner der deutsche und der schweizer Guttempler. Die wackeren Führer des Guttemplerordens, Herr Hafeningenieur Asmussen in Hamburg-Eimsbüttel und Herr Arnold Trueb, Sekretär des militärischen Departements in Bern, und der Centralpräsident des Alkoholgegnerbundes, Herr Direktor Blocher, Neue-Welt bei Basel, können ferner über die Kampforganisationen Auskunft ertheilen. Fräulein Dr. Bayer, Arzt in Bern, befaßt sich mit der Organisation der Frauen im Kampf gegen den Alkohol.

silbernen Weide; ist es heiß, so berge ich mich im dichten Laube der dunklen Erlen und abends labt mich der kühle Duft, der vom Wasser aufsteigt. Der sanfte Mond kommt zu mir herab in den Teich und der goldene Abendstern blinkt mir freundlich zu. Sieh: da steht er über dem Bauernhof gerade zwischen zwei rosigen Wolken. Wenn ich diese Schönheit sehe, so schwillt mir vor Lust das Herz in der Brust und dann muß ich singen."

Und sie sang. Froh und fromm klang ihr Lied durch die abendstille Luft, daß die Frösche im Teich aufhörten, zu quaken, die Mücken nicht mehr tanzten und drüben im Hofe der junge Bauer in Hemdsärmeln auf der Bank vor der Hausthür seine Pfeife aus dem Munde nahm und durch das offene Fenster in die dumpfe Stube hineinrief: „Horch, horch, die Nachtigal singt!" Und die Spazirgänger, die durch das Thal zur nahen Stadt heimkehrten, standen wie gebannt, legten den Finger auf den Mund, hielten den Athem an und winkten den verspäteten Nachzüglern, still zu sein: Die Nachtigal singt! Horch, horch, die Nachtigal singt! Ach . . .!

Eine Mücke hatte unfern der Nachtigal auf einem Weidenblatt gesessen. Als das Lied verstummte, meinte sie: „Ich verstehe Dich, Frau Nachtigal. Mir gehts wie Dir. Wenn die Sonne scheint und das Wasser glänzt, dann läßt mirs keine Ruh, ich rufe die Gefährten und wir tanzen. Die Sonnenstrahlen sind unsere glänzenden Straßen, wir schwärmen hinauf und hinab, hin und her, kreuz und quer, bald mit Diesem, bald mit Jenem, — und freuen uns des kurzen Lebens in athemloser Lust. Taumeln Mücken nieder und fängt sie der Vogel oder schluckt sie der Frosch, — nun: hin ist hin! Im Nu ists um sie geschehen, sie räumen den Platz, nachdem sie den Tanz genossen. Wir Anderen aber tanzen weiter."

„Und was wird aus Euch?" fragte die Nachtigal.

„O, uns vernichtet im Spätherbst ein Frost in einer Nacht. Wir wissen nichts davon. Wie die Sonnenstäubchen vergehen, die über dem Wasser glänzen, so vergehen auch wir. Man muß nicht daran denken. Vergessen und den Augenblick genießen, tanzen, tanzen und vergessen: Das ist das Wahre! So schwerfällige, plumpe Geschöpfe wie der platschende, quakende Frosch da unten können Das natürlich nicht begreifen; die sind nur auf den Beutefang aus und fühlen sich im Schlamme wohl. Du aber, Frau Nachtigal, Du solltest tanzen, wie wir. Dann hättest Du doch was von Deinem Leben. Und nun gute Nacht!" An den Erlen hingen alte überwinterte Früchte, wie kleine Eicheln, davon war eins das Blockhaus der Mücke und sie kroch hinein.

Ein Weilchen wars still. Die Nachtigal im Gebüsch und der Frosch am Ufer schwiegen, in Nachdenken versunken; dann aber begann der Frosch noch einmal: „Hm, hm, Alles, was die tolle Mücke da geschwatzt hat, habe ich nicht verstanden, aber sie kann Dir wirklich keinen Rath geben, Nachtigal,

sie sieht ja das Einfachste nicht einmal ein. Sieh, es ist doch was Anderes mit Dir als mit der bissigen Mücke. Du bist allein. Die Mücken dagegen sind immer in Schwärmen beisammen und auch mir antworten die Meinen, wenn ich rufe; höre nur." Und er rief: „Quak, Quak!" und „Quak, Quak!" kam es alsobald aus dem Wasser zurück. „Hast Dus gehört?" rief er stolz hinauf, „ja, so allein wie Du möchte ich nicht leben und sollte ich gleich

n sage ich Dir noch
weißt, ich bin ihnen
Minute, ich kann Dir
n eine große Tollheit
Zukunft, suche einen
Dich nützlich. Dann
nd weg war er, die
das Wasser gehüpft
n mit lautem Quak!

Spitzen des Tannen=
zu singen, aber leiser
eine Frage: Warum,
ohl antworten könnte,
lich, wenn die Mücken
n, aber ich bin allein;
lten, sagte sie zu sich
Anderen und Niemand

Weide. Die Nachtigal
ast Du nicht singen?"

chte aber, Du riefest
r, mit Dir zu singen,
Nest, siehst Du, und
Eier gut liegen, und
n. Nur einen Augen=
n dort unten fort zu
mit dem Schnäbelchen

d der Frosch," dachte
Wesen? Ich will
mit gesenktem Kopf,
ge der nächsten Tanne

eine Nachtigal sein. Du thust mir wirklich leid, darum
Eins: Höre nicht auf die tändelnden Mücken; Du
unendlich überlegen, ich vernichte ihrer Zehn in einer A
sagen, daß ihr ganzes Leben nichts Reelles ist, sonder
und Thorheit. Ich dagegen rathe Dir: denke an die
Gefährten, baue ein solides Nest, lege Eier und mache
hast Du Grund, zu singen." Platsch, platsch, — u
Nachtigal sah nur noch die gurgelnde Stelle, wo er in
war, und hörte, wie rechts und links die Gefährten ih
Quak! begrüßten.

Da fiel der erste milde Mondenstrahl durch die
waldes in das Thal. Die Nachtigal fing wieder an,
und mit tieferem Ton und durch das Lied klang es wie
warum bin ich allein? Und sie besann sich, wer ihr w
wenn sie riefe. Der Gedanke verließ sie nicht mehr. Täg
tanzten, sah sie ihnen zu und dachte: „Ihr tanzt zusamme
und allnächtlich, wenn die Frösche sich quakend unterhie
selbst: Ihr sprecht zusammen, ich aber singe nur für die
antwortet mir. Ich bin allein, allein."

Da setzte sich einmal ein munterer Fink auf die
fing an, zu rufen, aber er antwortete ihr nicht. „Kann
fragte sie endlich den bunten Gast.

„Gewiß kann ichs", antwortete der Fink, „ich d
Deinen Gefährten, nicht mich. Ich habe keine Zeit meh
denn mein Gefährte wartet auf mich. Wir bauen unse
Das kostet Arbeit; es wird warm und weich, damit die
der Rand wird hoch, damit die Kleinen nicht hinausfalle
blick ruhe ich hier aus, dann trage ich den Strohhal
meinem Schatz." Und weg war er, griff den Halm
und trug die Beute froh zum Nestbau heim.

„Auch er hat einen Gefährten, wie die Mücke un
die Nachtigal; „bin denn nur ich einsam unter alle
mich umsehen in der Welt." Sie saß tonlos still
bis der Abend kam. Dann flog sie auf die höchste Spi

und lugte aufmerksam aus. Erst sah sie hinüber nach dem Hofe. Da saß der junge Bauer auf der Steinbank bei der Hausthür und neben ihm sein blonder Schatz und er hielt ihre Hand in der seinen; auf dem braunen Schindeldach gurrten zwei weiße Tauben, flogen auf das Dach des Taubenschlages, dann auf die Stange, die weit hinausstand, und verschwanden in der kleinen Thür. Ueber das neue hellrothe Ziegeldach der Scheune huschten schwarze Schatten, — zwei Katzen waren es, die Haschen spielten; rechts davon, neben der Pforte des Grasgartens, stand ein Baum, da hinauf flog der Hahn und schwerfällig folgte ihm ein Huhn nach dem anderen; sie duckten sich, plusterten sich auf, steckten den Kopf unter den Flügel und schliefen ein. Nichts von Alledem entging der aufmerksamen Nachtigal. Inzwischen war es ganz dämmerig geworden; nun blickte sie auf und sah am Himmel rosige Wölkchen ziehen, eins neben dem anderen, und zwischen ihnen funkelte der helle Abendstern. Die Nachtigal sah ihn an, seufzte tief auf und rief ihm zu: „Auch Du bist allein! Sei mir gegrüßt! Dir soll, nur Dir, mein schönstes Lied ertönen!“ Und sie sah ihn immer und immer wieder an und fühlte sich getröstet; aber plötzlich bemerkte sie, daß links von ihm ein anderer, kleinerer Stern aufgetaucht war und ihm nachzog, immer ihm nach, ihm nach, — nein: auch der Stern war nicht allein!

Da faßte die Nachtigal ein heißes Weh. „Wohin ich auch blicke,“ schluchzte sie leise, „da sehe ich Alle zu Zweien, nur ich, nur ich bin verlassen.“ Und sie fühlte eine Sehnsucht, als ob ihr klopfendes Herz springen sollte, und es wäre vor Schmerz gesprungen, wenn sie nicht gesungen hätte. Aber sie sang; und sie sang wie nie zuvor. Das Lied quoll machtvoll hervor, so tief und ernst wie Orgelton im Dom; dazwischen klang es zart und fein wie süßes Harfenspiel; und dann schluchzte sie in bangen Sehnsuchtlauten, daß die junge Braut mit der blonden Flechtenkrone drüben auf der Steinbank ihr Gesicht an der Schulter des Liebsten barg. So erleichterte die Nachtigal ihr Herz und tröstete sich, bis sie wehmüthig dachte: „Bin ich auch allein, so bin ich doch reich in meinem Schmerz, denn ich habe mein Lied, mein Lied!“

Da fügte es sich, daß eines Abends, als ihr Lied verklungen war, ein lieblicher Laut ihr antwortete. Die Nachtigal bebte, sie wußte nicht, warum, und wollte ihrem Ohr nicht trauen, aber lauter und lauter erklang der Ton und näher und näher flog der Gast, bis er dicht neben ihr saß: ja, der Gefährte war da! Ein heller Jubelruf klang über das Wasser und den Hof bis zu den rosigen Himmelswolken und dem goldenen Abendstern hinauf und hinab bis zu den Fröschen auf dem Grunde des Teiches: „Er ist gekommen, er ist gekommen, der Gefährte ist da! Ich bin nicht mehr allein!“ Die rosigen Wolken lächelten zart herunter, der Abendstern blitzte verständnißvoll auf, der

Mond erglänzte im schönsten Licht und der Frosch hüpfte schnell auf das breite Blatt der Wasserrose. Er kam gerade noch recht, um der Nachtigal Ade! Ade! nachrufen zu können, denn schon hatten die Beiden ihre Flügel gehoben und schwebten über dem Wasser. Neugierig folgte ihnen der Frosch mit gespanntem Blick; und da sah er, daß zwei glänzende Perlen, eine schwarze und eine weiße, von der Brust der Nachtigal langsam durch die Luft herunterfielen und sich in Duft auflösten. „Was war Das?“ dachte der Frosch; „was hat Frau Nachtigal da verloren? Dergleichen habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Nun, sicher ists nichts Reelles gewesen.“

Die Nachtigal aber baute mit dem Gefährten kunstgerecht das Nest; ihr Sehnen war erfüllt, ihr Schmerz gestillt: sie war nicht mehr allein.

Da war es nun still unter der Weide und rings umher und Alle vermißten den holden Gesang der einsamen Nachtigal und wünschten, sie käme zurück. Nur der Frosch sagte: „Nein, es ist gut so; Frau Nachtigal ist glücklich im warmem Nest. Das ist was Reelles. Was that sie eigentlich hier?“

Nach einiger Zeit — wie lange es gedauert hatte, konnte der Frosch nicht sagen, er wußte nur bestimmt, daß es nach dem Tage (nicht vorher) geschah, an dem er den fettesten Brummer des ganzen Jahres gefangen hatte — also nach einiger Zeit saß der Frosch einmal auf dem breitesten Blatte der Wasserrose und ließ sich von der Sonne bescheinen. Ihm war so recht wohlig zu Muth; in schläfriger Behaglichkeit bewegte er nur aus Gewohnheit die breiten Kiefern und blinzelte ein Bischen mit den vorstehenden Augen; aber plötzlich riß er sie weit auf und vergaß, das Maul zu schließen. Sah er denn recht? Ja, wirklich und wahrhaftig, da flog ein Vogel durch die Luft über das Wasser hin stracks auf die alte grüne Weide zu: die Nachtigal wars! „Grüß Gott! Grüß Gott, Frau Nachtigal!“ rief der Frosch fröhlich, war mit einem behenden Sprunge am Ufer, setzte sich ins Gras und glotzte die Zurückgekehrte an. Als er sie aber ein Weilchen beobachtet hatte, fügte er unsicher hinzu: „Du blickst so unruhig umher, fehlt Dir was? Kann ich etwa mit einer Fliege dienen?“

„Nein, o nein“, flüsterte die Nachtigal, „ich danke Dir, ich bin satt.“

„Aber Du siehst Dich so sonderbar um ..... suchst Du was?“

Da schluchzte die Nachtigal auf: „Ich suche mein Leid und mein Lied, — mein Lied.“

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Die Frau in der Gegenwart.

In der alten Pinakothek in München sieht man einen Kupferstich eines altdeutschen Malers; ich wüßte den Namen im Augenblick nicht mit Sicherheit zu nennen; aber es war ein Zeitgenosse Albrechts Dürer. Man sieht auf diesem Kupferstich einen Mann in einer sehr eigenthümlichen und ihm selbst augenscheinlich auch sehr zu Herzen gehenden Situation. Er kriecht auf allen Vieren. Es ist ein Mann so in den Dreißigern, groß und stark, mit einem mächtigen Vollbart. Er sieht dem Beschauer gerade ins Gesicht mit einem kläglichen Blick, der zu sagen scheint: Ich weiß mir nicht zu helfen. Weißt Du vielleicht, wie mir zu helfen ist? Dem Mann geht es auch gar nicht gut, denn auf seinem Rücken sitzt eine starke, üppige Frau, auch so an der Grenze der Dreißig. Die Frau fühlt sich sehr wohl, ja, sie ist entschieden übermüthig und ihr Blick sagt dem Beschauer: Siehst Du, ich weiß mir zu helfen. Ich habe mir meinen Liebsten gut dressirt; auf Dem reite ich herum, so viel ich Lust habe.

Das war die Frauenfrage vor vierhundert Jahren. So wurde sie von den denkenden Männern jener Zeit aufgefaßt und sie drückten in ihrer Weise bildlich aus, daß sie unlösbar sei. Der Beschauer aber, für den Das doch eben nur die Frauenfrage vor vierhundert Jahren und nicht die von heute ist, sagt sich überlegen: Ungewöhnlicher Schafskopf, der Mann. Das muß unbedingt ein Dekadent aus dem Jahre fünfzehnhundert und so und so viel gewesen sein. Warum steht er nicht einfach auf und schüttelt seine Megäre herunter? Er könnte ihr auch gleich einen handgreiflichen Ausdruck seines geistigen und körperlichen Uebergewichtes zukommen lassen. Doppelt reißt nicht.

Ich bin selbst auch der Meinung, daß die Frauenfrage, die in diesem Kupferstich bildlich dargestellt ist, sehr leicht zu lösen wäre. Einer, der ein Mann ist, kommt überhaupt gar nicht in die Situation, sich die Frau auf den Rücken steigen und sich von ihr kutschiren zu lassen. Für eine große Zahl der Männer und Dichter unserer Zeit aber liegt die Sache anders; man kann kaum ein Buch aufschlagen oder ein Theaterstück ansehen, ohne daß der Herr der Schöpfung Einem mit dem kläglichen Gesicht des menschlichen Vierfüßlers auf dem alten Kupferstich entgegenschaute: immer sitzt ihm irgend ein „dämonisches Weib", „ein geistreiches Weib", eine Sphinx, ein Vampyr, eine Dirne oder ein Drache auf dem Nacken und tyrannisirt ihn, — und er erzählt weit und breit, wie Alles zugegangen ist, d. h. wie er sich nie zu helfen gewußt hat.

Das ist die eine Seite der Frauenfrage, die sogenannte psychologische. In der Dichtung hat sie sich bisher noch als unlösbar erwiesen; und Das ist

sehr schön, denn dadurch wird uns Gelegenheit gegeben werden, noch viele so hervorragende Werke wie bisher zu genießen. Im Leben wird sie freilich immerwährend und in den meisten Fällen in aller Stille gelöst, zwischen jedem Mann und jeder Frau, in jedem Ehe- oder Liebesverhältniß. Sie wird sich immer unterordnen, wenn er der Mann ist, ganz stillschweigend und ohne alles Hin- und Herreden, und wenn er nicht der Mann ist, wird sie sich auch unbedingt nicht unterordnen; es wird aber sehr viel dabei hin- und hergeredet werden. Ueberall, wo das Weib eine Leitung findet, also ein Vertrauen empfindet, ist es folgsam. Nicht nur das gute, sondern auch das böse Weib; sogar die Schlechte wird sich nicht so übel anlassen, wo sie die ruhige und feste Hand fühlt. Wo sie aber diese ruhige und feste, vor Allem aber diese ruhige Hand nicht fühlt, da ist das Weib, auch das gute, auch das beste Weib unfolgsam. Es wird unfolgsam aus Unsicherheit, aus Aengstigung, — es fühlt sich plötzlich allein, es fühlt sich plötzlich von Dunkel umgeben, allein im Dunkeln, und schlägt um sich im Tappen und Suchen nach einem Ausweg. Dieses Suchen nach einem Ausweg nennt man in unserer Zeit den Selbständigkeitdrang des Weibes.

Und es greift auch gleich wieder nach einer Hand, nur daß es dann nicht die körprrliche Hand eines Mannes ist, die es auch gar nicht zu fassen bekommen würde, weil es verzweifelt wenig solcher hilfreichen und helfenkönnenden Männerhände heutzutage giebt, sondern es ist die papierne Hand eines geistigen Führers. Die papiernen Hände sind ja das große Merkzeichen unserer Geist und Kraft in Papier akkumulirenden Zeit.

Ich habe in meinem „Buch der Frauen" eine Anzahl solcher Frauen geschildert, die sich durch die papiernen Hände geistiger Führer leiten ließen. Mehrere von diesen Frauen hatten sich einen europäischen Namen errungen und gehörten zu den berühmtesten Frauen der Zeit. Alle machten sich in der Oeffentlichkeit geltend und errangen eine bedeutende Anerkennung. Wären sie gegen den Geist der Zeit gegangen, statt mit ihm, so wären sie eben so heftig verfolgt und unterdrückt worden, wie sie, von ihm gegängelt, gelobt und erhoben wurden. Denn es ist keineswegs gestattet, dem „Geist der Zeit" in die Karten zu sehen: dann wird er intolerant. Die Ketzerriecherei und Ketzerrichterei ist in unserer Zeit ein Hauptsport der „freien und freiesten Geister". Sollte der oder jener Vertheidiger von „Wahrheit und Recht" sich gekitzelt fühlen, mich zu widerlegen, so kann ich mit Beispielen aufwarten. Jene im „Buch der Frauen" geschilderten Frauen fühlten sich vom Geist der Zeit ergriffen und ließen sich von ihm leiten. Aber sie bezahlten ihre Anpassungfähigkeit an ephemere Zeitströmungen mit innerer Zersprengtheit. Einige gingen daran zu Grunde, andere haben sich schon selbst überlebt.

In einem anderen Buche, „Wir Frauen und unsere Dichter", zeichnete

ich dann einige der „führenden Geister“ unserer Zeit. Die, welche die sichtbarsten Führer waren, führten auch — geleitet von der Anerkennung hervorragender Zeitgenossen — am Sichtbarsten ins Absurde. Gegen das Ende ihrer Laufbahn war der Geist allzu wahrnehmbar erloschen und die Materie allzu greifbar übrig geblieben. Man hatte sich eben zu eifrig den „Zeitideen“ angepaßt und diese Zeitideen geriethen leider allzu rasch in Auflösung. Marie Baschkirtsew und Sonja Kowalewskij, Anna Charlotte Edgren und Amalie Skram und Eleonore Duse, — sie brachten es doch zu Etwas. Und was will man denn weiter im Leben, als daß man es zu Etwas bringt? Aber Eleonore Duse hat öffentlich erklärt, ihr ekle vor der schlechten Theatermache, der sie gezwungen sei, Leben einzublasen aus der Fülle ihrer Seele; und jene beiden früh verstorbenen Russinnen, deren Jugend und Unerfahrenheit geblendet worden war von dem Phosphoreszieren westeuropäischer Ideen und Lebensanschauungen, sie siechten und dorrten an ihnen hin, verrenkt und ausgetrocknet bis in die Tiefen der Seele. Und was anders ist denn der Unterton in Marie Baschkirtsews Tagebüchern und Sonja Kowalewskijs Erzählungen als der Jammer der verschmachtenden Seelen? Ein russisches Weib aber kann nicht mit verschmachtender Seele leben und alt werden. Und Amalie Skram, die mit einer unübertroffenen Kraft und Natürlichkeit die Materie und nur die Materie malte? Schlug nicht die Materie über ihr und ihrer großen Begabung zusammen? Und wer spricht noch von Frau Edgren, um die ein mißbilligendes Schweigen sich sofort breitete, da sie das Glück schmeckte, Weib und Mutter zu werden? Und sollen wir uns jetzt gleich näher einlassen mit den männlichen Anpassungsfähigen an den Geist der Zeit, mit den Ibsen, Björnson, Tolstoi, Strindberg? Geht nicht schließlich der suchende Leser von diesen „Führern“ noch öder in der Seele, als da er zu ihnen kam?

Hinter jenen Frauen, „die gefunden hatten“, was es nun eben zu finden gab, aber steht die große Schaar Derer, die nichts fanden, — weil sie sich nicht anzupassen vermochten. In der „Psychologie der Frau“ habe ich einige solche Frauen geschildert; auch wie kläglich ihre Anpassungversuche ausfielen. Sie alle tragen Spuren eines schweren, allzu schwer gewordenen Kampfes und mehrere von ihnen sind seelisch und körperlich auf eine seltsame und peinliche Weise dadurch entstellt und verkrümmt worden. Und auch sie paßten sich ja schließlich an, aber mit wie viel größeren Verlusten als jene, die doch noch eine schöne Menschlichkeit, einen aufrichtigen Blick übrig behielten! Und doch lag der Unterschied gar nicht so sehr an der verschiedenen Beschaffenheit dieser und jener Frauen als an dem Zersetzungprozeß der Zeitideen und der sie tragenden Gesellschaftschichten selbst. Das Niveau senkte sich immer mehr und drückte immer tiefer hinab.

Und endlich jene Ungezählten und Zahllosen, die gar nicht sichtbar werden, keinen Moment lang irgend eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich lenkten? Alle jene Sucherinnen, die einfach hinaus und suchen mußten, weil es auch nicht den kleinsten geschützten Winkel, die dürftigste geistige Zuflucht mehr im Kreise der Ihren für sie gab? Alle Jene, die man mit einem: Hilf Dir selbst! hinaus in den materiellen und geistigen Nothstand stieß und die doch einen zu gesunden Sinn hatten, um sich mit Haut und Haar der Leitung der geistigen Fremdenführer zu überlassen, die an allen Ecken standen und in wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Blättern fleißig ausgeboten wurden? Oder die sich ihnen eine Zeit lang überließen und von ihnen abfielen? Man fällt nicht ungestraft von den herrschenden Ideen und führenden Geistern der Zeit ab. Man büßt die in dieser Welt so dringend erforderliche Protektion dadurch ein und sieht überall um sich herum nur gesperrte Wege. Ein Studium idiotisirt, ein Beruf mechanisirt; Das ist sehr häufig so in unserem Spezialitätenjahrhundert, — und wie viel häufiger beim Weib als beim Mann! Das Bauernweib mit fünf bis acht Kindern um sich herum ist mit fünfzig Jahren frisch und rüstig, voll Mutterwitz und, wenn man seinen Dialekt nur erst versteht, voll überraschender Einsicht und Kenntniß von Wirklichkeit und Menschen; aber wie sehen die kinderlosen oder kinderarmen, gelehrten oder geistig angeregten Damen in der Mehrzahl der Fälle in dem selben Alter inwendig und auswendig aus? Und was wird aus den Frauen, die sich entsetzten vor dem Methodisirt- und Eingereihtwerden, als sie in jungen Jahren ausgingen, zu suchen? Kennt Jemand, hat Jemand Blick und Schilderungvermögen für das seelische Elend jener unzähligen und absichtlich übersehenen Weibkräfte, die sich nicht einreihen und eingliedern lassen in die Marschtruppen zu den vorhandenen oder zu erobernden „Berufen" und die den „geistigen Führern" und Schlagwörtern Widerstand leisten aus jener Jungfräulichkeit der Seele, die eben so der Vergewaltigung oder widerwärtigen Paarung widersteht, wie der Leib des Weibes sich auflehnt gegen die seinem Instinkt gleichgiltige oder abstoßende Berührung? Giebt es denn nur eine körperliche Keuschheit? Giebt es nicht auch eine seelische Keuschheit, die eine Vorbedingung jener ist und die sich gegen die geistige Befruchtung durch die „herrschenden Ideen" eben so empören kann wie der Körper gegen eine körperliche?

Wo bleiben nun diese Widerspenstigen, denen kein Weg offen ist zwischen der Dumpfheit stagnirender Anschauungen und eines sie abschüttelnden Heims und der modernen „Laufbahn" des Weibes? Wo, wie und in welcher Art helfen sie sich durch? Oder gehen sie zu Grunde? Ueber sie kann man keine statistischen Tabellen aufstellen und mit Zahlen beweisen. Sie waren eben ungeschickt zum Kampf ums Dasein und verdienen nur ein abfertigendes Achselzucken. Aber das Weib überhaupt hinausstoßen in den „Kampf ums

Dasein", — von der Dirne auf der Straße und der ärmsten Industriearbeiterin an bis hinauf zu den höheren und höchsten Stellungen, wo das Weib mit dem Mann „konkurriren" soll: Das heißt einfach, das Wesen des Weibes verkennen und es zur Entartung zwingen, zu körperlicher und seelischer Entartung.

Doch was will man? Was viele Jahrhunderte aufbauten und einige Jahrhunderte untergruben, Das hat man in diesem Jahrhundert ganz zu Fall gebracht. Nachdem der Mensch von seiner transszendentalen Hälfte abgelöst war, hat man ihn allein auf sich selbst gestellt, auf sein Ich, seine Endlichkeit. Man hat den Menschen von sich selbst „Besitz ergreifen" lassen. Man hat hinter ihm die ganze Kontinuität seiner seelischen Entwickelung abgeschnitten und ihm statt ihrer eine Deszendenztheorie gegeben; und vor ihm hat man die weitere und übersinnliche Kontinuität seines Wesens gleichfalls abgeschnitten und ihm statt ihrer diese Welt zum uneingeschränkten Eigenthum geschenkt, — so viel er nämlich davon seinen werthen Konkurrenten und Mitmenschen aus den Klauen reißen kann. Und diesem auf solche Weise zwiefach verstümmelten Menschen ließ man nicht einmal die dritte und einfachste und materiellste Möglichkeit, sich auszuleben: mit dem Weibe. Nein, unsere theoretischen Materialisten haben, wenn es zum Stück kommt, auch auf die Materie ein böses Auge und zwacken ihr ab, was nur immer möglich ist. Und so wurde auf physischem Gebiet der „Haß der Geschlechter" und auf wirthschaftlichem „die Gleichheit von Mann und Weib" erfunden und damit hatte die Aufklärungphilosophie ihren babylonischen Thurmbau gekrönt. Wahrlich, Ideen, der Puritanergehirne würdig, in denen sie zuerst entsprangen.

So sind wir denn dazu erzogen, gebildet und angeleitet worden, uns zu „individualisiren". Sich individualisiren, heißt eigentlich, aus einem gelehrten Terminus in die gewöhnliche menschliche Sprache übertragen, zwischen sich und seinen Mitmenschen die Streitpunkte statt der Berührungpunkte herausfinden. Alle protestiren gegen Alle. Denn jeder meiner Mitmenschen sucht mich in meiner beschränkten Endlichkeit an allen Ecken und Enden noch mehr zu beschränken. Wenn ich mich berechtigter Weise meinen Gaben und Anlagen gemäß zu individualisiren suche, muß ich unwillkürlich einem Anderen in seinen gleichen Individualisirungbestrebungen ins Gehege kommen und daraus entsteht, kraft des Gesetzes der Reibung der Körper, nicht nur Wärme, sondern auch Streit. So kommt es, daß weder Mann und Frau noch Eltern und Kinder einander mehr vertragen können. Aus dieser Wahrnehmung entsprang zunächst die Formel von den Menschenrechten, aus der sich dann die andere vom Kampf der Geschlechter und von der Gleichheit zwischen Mann und Weib entwickelte, — Alles nur Ausdrucksformen für den Kampf Aller gegen Alle und die beseligende Theorie von der „freien

Konkurrenz", die ganz naturgemäß, was ja auch längst erkannt ist, dem Rohen, Rücksichtlosen, Brutalen auf physischem, dem Verschlagenen, Gewissenlosen, Platten und Plebejischen auf geistigem Gebiet das Uebergewicht verschaffen muß und verschafft.

Jene Vorwärtssucher, die am Wege starben, überrannt, niedergeworfen, vor Ermattung umgesunken oder meuchlings aus dem Hinterhalt getroffen, gehörten ehemals fast ausschließlich dem Männergeschlecht an. Das ist nicht mehr so. Jetzt sind es auch die Sucherinnen, die in Schaaren am Wege sterben und verderben. Und je feiner ihre Natur, je weiblicher ihre Seele, je ausgeprägter ihre Begabung ist, desto mehr Aussicht haben sie, zu Grunde zu gehen. Denn sie werden es dann nicht vermögen, sich vorzudrängen, sich herauszustreichen, sich anzupassen, kurz, alle jene Eigenschaften des modernen Streberthumes in sich zu entwickeln, zu denen die freie Konkurrenz im Kampf ums Dasein Mann und Weib in gleicher Weise — und Das ist auch ihre einzige Gleichheit — anhält.

Das wären die Unglücklichen. Aber nun die Glücklichen unter den Frauen? Was ist das Höchste, das sie vom Leben erwarten können? Eine reiche Heirath, vornehmen Umgang, hohen Patroninnen bei arrangirten Wohlthätigkeitvorstellungen, die schönsten oder einflußreichsten Männer als Verehrer, die elegantesten Toiletten und feinsten Equipagen oder, wenn ihre Eitelkeit den intellektuellen Weg geht — oder gehen muß —, einen berühmten Namen. Und die Allerglücklichsten, was finden sie? Sich geliebt wissen von einem bewunderten Mann. Und ihn aus sich geboren haben in seinen Kindern.

Persönliches Glück!

Wer aber das Leben gelebt hat, erst ohne persönliches Glück und dann in persönlichem Glück, Der weiß, daß es für das Weib gebliebene Weib die Beschränkung des persönlichen Glückes nicht giebt, denn das Weib in seiner Weibbethätigung will überall über sein persönliches Glück hinaus ins Allmütterliche. Diese Quelle der Wärme zu verschütten, ist seit ein paar hundert Jahren immer deutlicher die Entwickelunglinie des Fortschrittes gewesen. Das Weib ist nicht nur Weib durch seine physische Bethätigung als solches. Es ist — wenn es nicht als Zwitter und Spielart zur Welt gekommen oder durch Erziehung und Verbildung seelisch dazu geworden ist — auch Weib ohne und außer seiner Bethätigung als solches, kraft seiner Organe als Weib, die sein Wesen und Empfinden bestimmen. Es ist Weib, ob es nun geboren und empfangen habe oder nicht. Und nicht um „Berufe" handelt es sich für das Weib schlechtweg, sondern um solche Berufe, in denen es sein Allmuttergefühl bethätigen kann.

Es gab eine Zeit, wo diese Fragen nicht so brennend waren wie jetzt, — nicht, weil man damals noch nicht zu ihrem Verständniß „reif" war,

sondern, weil man sie einfach praktisch gelöst hatte. Im Mittelalter standen den Frauen eine große Menge Berufszweige und die erforderliche Ausbildung dazu offen. Sie waren damals nicht nur, wie jetzt, Lehrerinnen, Erzieherinnen, Krankenpflegerinnen, sondern sie nahmen auch an der ganzen Bildung ihrer Zeit theil, und zwar ausübend. Sie betheiligten sich an den meisten Studien, sie dichteten und schrieben Bücher, und zwar, was doch ein Fortschritt gegen heute war, der sie den Männern bedeutend näher brachte, sogar lateinisch. Sie waren Bildhauerinnen und Musikerinnen, der gesellige und schriftliche Verkehr war ein viel ausgebreiteterer als jetzt, die Rathschläge gelehrter und wegen ihres Geistes anerkannter Frauen wurden von Staatsmännern und Welt- und Kirchenfürsten gesucht und zur Erfrischung des gegenseitigen Geistes Jahre und Jahrzehnte lang währende Korrespondenzen geführt, was doch auch ohne die Erregung zärtlicherer Gefühle zwischen Mann und Weib auf die Dauer nicht möglich ist. Sie hatten Machtvollkommenheit über weite Landstrecken und leiteten persönlich komplizirte Verwaltungmaschinen, übten eine weitläufige Thätigkeit als Aerztinnen, wie man jetzt sagen würde: Naturärztinnen — weniger schön ausgedrückt: Kurpfuscherinnen — aus und bethätigen sich sonst noch auf vielfältige, mit Reisen und Männerverkehr zusammenhängende Weisen.

Man wird mir dagegen einwenden: Ja, als Klosterfrauen; als Nonnen stand ihnen freilich sehr viel offen, aber sie waren dann doch eben unerhört und unmenschlich gebunden. Nun, in der Reformationzeit waren sittliche Eiferer und die Reformatoren selbst vielfach anderer Meinung; sie erzürnten sich darüber, daß jene eben nicht genügend und gar nicht so gründlich gebunden waren, wie sie selbst sie gebunden hätten, wenn sie nun eben nicht Reformatoren, sondern z. B. Gegenreformatoren gewesen wären. Aber diese Seite der Sache ist für uns weniger belangreich. Man sagt gern: im Mittelalter wurde die geistige Entwickelung des Weibes durch Verzicht auf seine intime Bethätigung als Weib erkauft. Ja, wodurch wird sie denn jetzt in den allermeisten Fällen erkauft? Sind denn die Lehrerinnen und Buchhalterinnen und Telephonistinnen und Studentinnen vielleicht verheirathet? Darf auch nur eine Probirmamsell oder Ladnerin mit den erforderlichen Konsequenzen heirathen? Sind nicht die meisten Berufsfrauen — und in der gesellschaftlich aufsteigenden Skala desto strenger — Cölibatärinnen? Was haben sie denn also vor den mittelalterlichen Nonnen voraus? Daß sie sich selbst um ihr tägliches Brot plagen müssen, während jenen der Tisch gedeckt war. Und wenn wir der Sache auf den Grund gehen: lag nicht in dem Zudrang der talentvollen Frauen zu den Klöstern, wie jetzt zu den Studien, eine parallele Erscheinung, ein Instinkt der Ungeeigentheit zur Ausübung des intim weiblichen Berufes, der nicht nur in der Fähigkeit, Kinder zur Welt

zu bringen, sondern auch in der Fähigkeit zur Mütterlichkeit mit Allem, was das Wort ausdrückt, besteht? Mir will es aus mancher Beobachtung scheinen, als ob die geistig stark in Anspruch genommene Frau, ich meine nicht die Frau mit Mutterwitz, sondern die „denkende", die zum Studium angelegte Frau, oft unaufgelegt und ungeschickt zur Naturseite des Daseins ist. Sie unterscheidet sich dadurch ganz wesentlich von dem studirenden Manne. Während ihm das Denken oder Lernen eine Anregung zu anderen Lebensbethätigungen ist, geht für sie die geistige Anstrengung sehr viel rascher und allgemeiner in körperliche Ermüdung und Unaufgelegtheit über.

Nach der Reformation wurde dann Alles anders. Das Weib gerieth in eine Beschränkung und Zurückgedrängtheit, aus der es jetzt erst und nun mit Gewalt sich loszuwinden sucht. Seit mehreren Jahrhunderten ist es ausschließlich auf den Mann als Versorger angewiesen gewesen und der einzige Weg zu dieser Versorgung war Ehe oder Liebe. Heirath oder Prostitution: Das waren die beiden einzigen weiblichen Berufe. Und einige dienende Stellungen im Hause. Das ging so, bis der wachsende wirthschaftliche Nothstand den Mann zwang, nachzudenken, wie er sich, bei der steigenden Zahl seiner Lasten, der Belastung durch das Weib wenigstens theilweise entziehen könne. Die alten Formen dafür, mit ihren durchgeführten praktischen Organisationen, waren zerstört, vergessen oder in Mißkredit gekommen. Vorwärts ging die Entwickelunglinie. Also vorwärts! Und der Mann schüttelte seine Parasiten ab, in seine eigenen Berufe hinein, — die wurden dadurch aber für ihn nicht fetter! Er vertrieb die Parasitin aus dem Hause und er schuf sich dadurch eine Parasitin außer dem Hause: die Konkurrentin mit den geringeren Bedürfnissen, die ihn unterbietet, die sterile Arbeitbiene, die ihn, den Bedürfnißvolleren, verdrängt, das gefügigere Werkzeug für den sich ausbreitenden Kapitalismus; deshalb wird die Frauenbewegung überall, und nun zuletzt auch in Deutschland, mit so merkwürdigem Hoch- und Nachdruck gefördert. Aber nicht um Arbeit handelt es sich für das Weib, auch nicht nur um Wissen; welche Sicherheit und Erleuchtung gewährt denn das „Wissen" unserer Zeit? Es handelt sich für das Weib um produktive Arbeit, Das heißt: um die Arbeit, zu der es da ist und für die es bedingt ist. Und es handelt sich für sie um Einsicht, nicht um ein Nachbeten der Zeitanschauungen, sondern um deren Durchschauen. Ueber die produktive Arbeit des Weibes habe ich mich einmal schon hier in der „Zukunft" und in meinem Buch: „Zur Psychologie der Frau", wenn auch bisher nur kurz, ausgesprochen. Ueber die „Einsicht" des Weibes in die Geisteslage der Zeit wäre auch ein Kapitel zu schreiben. Ich will versuchen, das Wesentliche daraus nächstens hier anzudeuten.

Schlierfee. Laura Marholm.

Physische Liebe.

Ein Buch liegt vor, das Jeder mit regstem Interesse von Anfang bis zu Ende lesen wird, ein beneidenswerth vornehm ausgestattetes Buch aus dem Verlage von Eugen Diederichs: Wilhelm Bölsches populärwissenschaftliches Werk über „Das Liebesleben in der Natur". Es enthält, in einer Reihe bunter Bilder abgefaßt, die Entwickelungsgeschichte der Geschlechtsbeziehungen von ihren muthmaßlichen Anfängen in primitiven Lebewesen bis empor zu den höheren Wirbelthieren, bis zum Menschen. Das, was dem Inhalt nach nicht neu, jedoch zerrissen und zerstreut in allerlei Lehrbüchern und Fachschriften, den Meisten zusammenhangloses Material bleibt, wird hier nicht nur in seinem naturwissenschaftlichen Totalsinn allgemein verständlich gemacht, sondern auch mit Hilfe einer gewissen Kunstform dem Gefüh und der Phantasie nahgerückt. Auf diese künstlerische Form, die er hier in den Dienst ernster Erkenntniß gestellt hat, legt der Verfasser ganz augenscheinlich besonderes Gewicht: ich möchte deshalb gleich sagen, daß sie mir da am Besten gelungen erscheint, wo sie sich aus reicher und breiter Schilderung des Thatsachenmaterials von selbst ergiebt; an allen solchen Stellen populairisirt sie eigentlich nicht: sie gestaltet und beseelt nur, was wir sonst in trockenen Ziffern und Namen notirt zu sehen gewöhnt sind, und gebannt, dankbar, folgt man dem Naturforscher, weil er ein Dichter, dem Dichter, weil er Naturforscher ist. Außerhalb solcher Einzelschilderungen, z. B. in den Uebergängen, die belehrend den Grundgedanken wieder anknüpfen oder weiterspinnen, im Ton der Anrede, in dem der Verfasser seinen Leser gewissermaßen bei der Hand nimmt und vorwärts führt, sinkt die benutzte Kunstform allzu merklich zu einem bloßen Populairisirungmittel herab, versetzt uns plötzlich auf ein ganz anderes Niveau, setzt uns als schülerhafte Zuhörer dem breit und gemächlich sich ergehenden Lehrer gegenüber.

Bölsche würde meinen, diese Ungleichheit im künstlerischen Ton entspringe zum Theil der gar so geringen Vertrautheit des Lesers mit den Ergebnissen moderner Naturwissenschaft, also der steten Nothwendigkeit, lehrhaft zu erinnern und auseinanderzusetzen. Er will ja eben, daß sein Buch diese Lücke stopfen helfe und uns damit endlich intim in eine Welt der Erkenntnisse einführe, die uns eigentlich doch schon lange umgiebt, jedoch unserer inneren Antheilnahme immer noch harrt. Mir aber kommt es vor, als verhielte es sich damit doch noch anders. Thatsächlich ist eine ganze Menge des von ihm beigebrachten Materiales Vielen nicht mehr fremd; und dennoch existiren keine rechten vertrauten Beziehungen zwischen ihnen selbst und dem Wissen ihres Verstandes um diese Dinge. Nicht so sehr am Kenntnißmangel liegt es wie vielmehr daran, daß Gefühl und Phantasie sich noch nicht damit beschäf-

tigen. Sonst müßte bereits längst aus ungezählten Büchern unserer Tage, aus den Blättern unserer Dichtkunst, ja aus unserem eigensten Leben in allen seinen Gemüthserregungen heraus schon Etwas von Dem tönen, was wir davon gelernt haben. Längst müßte es leise wandelnd auf unsere ganze Art, die Natur wahrzunehmen, zu fühlen, zu lieben, zu denken, gewirkt haben. Das ist nicht der Fall. Und darum schaut uns ein Buch wie Bölsches so wunderlich fremd und zugleich bekannt in die Augen, — wie wenn wir uns nicht recht besinnen könnten: „Lese ich denn da etwas ganz Neues oder ganz Altes? Wiederholt es mir nicht nur, was ich ohnehin weiß, oder habe ich noch nie Dergleichen vernommen?“

Ein Grund für diese noch herrschende Gefühlsfremdheit gegenüber den naturwissenschaftlichen Ergebnissen liegt jedenfalls in der Schnelligkeit, mit der sie bergehoch vor uns aufgewachsen sind, ehe wir sie uns irgend assimiliren konnten. Auch wer absolut vorurtheillos dieser raschen Weiterentwickelung folgte, blieb doch noch eine Zeit lang mit seinen Gefühlsgewohnheiten, seiner Phantasierichtung an den überlieferten, von seinem Verstand korrigirten Vorstellungen haften. Eine Fülle solcher Romantik von gestern spukt überall in unserer Literatur und auch in der praktischen Romantik unseres Lebens. Aber der einzige Grund ist Das doch nicht, — und besonders in Bezug auf den von Bölsche behandelten Gegenstand, auf die Entwickelungphasen und die Bedeutung des physischen Liebeslebens, scheinen es mir noch andere, tiefer wirksame Mächte zu sein, die Verstand und Gefühl nicht recht zusammenklingen lassen wollen.

Ich möchte zur Erläuterung irgend eine Episode aus dem Buch herausgreifen, die mir charakteristisch dafür scheint. Man sollte meinen, daß besonders fremd, unserem Gefühl gewissermaßen unschmackhaft, die Schilderungen der Zeugungformen sein müßten, die auf den primitivsten Stufen stattfinden. Man lese etwa die ausführliche Beschreibung der mannichfachen Arten, wie sich Infusorien oder Aufgußthierchen zu vermehren pflegen, wobei es sich im Grunde nur um eine Variante des Stoffwechsels zu handeln scheint, wenn sich zwei solche kleine einzellige Wesen, anstatt bloßer Nahrungaufnahme, ganz in einander hineindrücken, verschmelzen, um sich dann wieder in Kinderzellen zu zertheilen. Gut und grob kann man mit Bölsche davon sagen: „Der Vorgang des Kinderkriegens — blos eine höhere Form der Abscheidung eines Exkrementes; und die Liebe im Sinn der Verschmelzung zweier Individuen zum Zweck der Erzeugung eines Dritten — blos eine verfeinerte Form des Fressens.“ Ist es nun nicht auffallend, wie leicht sich diese groben Worte unter der Hand in Ausdrücke der sensitivsten Liebe des Menschen verwandeln lassen? Kann nicht Jemand, der unbefangen und wissensdurstig an solche Erkenntniß herantritt, sie leicht, gleich einem rohen, aber willigen Symbol, in alle Höhen seiner menschlichen Liebeswallungen hinaufheben? Und wäh-

rend seine Phantasie diese primitiven Vorgänge menschlich komplizirt und ins Reiche und Feine ausgestaltet, so weit sie nur irgend mag, unterschreibt er in voller Harmonie von Verstand und Gefühl Bölsches darauf folgende Worte: „Fressen und Exkrement bleiben am Ende eben so tiefe und erhabene Räthsel des Lebendigen wie Fortpflanzung und Liebe. Und nur das Eine scheint gerade durchzuleuchten, daß die letzteren Begriffe erst die sekundären, die höheren, die überbietenden innerhalb einer Entwickelungleiter darstellen."

Ganz anders verhält es sich mit der weiteren Entwickelung, trotzdem sie uns ja nun dem höheren Thier und uns selbst immer näher bringt. Die kleinen Einzeller machen nur noch eine kurze Höherentfaltung durch, die dann gleichsam in eine Sackgasse verläuft. Zwar bilden sich auch in ihnen schon Geschlechtsunterschiede des Männlichen und Weiblichen, kleine bewegliche Schwarmzellen und große träg ruhende Eizellen, es kommt zu festen Geschlechtsorganen und zu äußeren Geschlechtstheilen behufs Uebertragung der betreffenden Produkte: sie scheinen in diesem Punkt dem spätesten Thier, dem Menschen, wunderbar entgegenzustreben. Doch die übrige Organbildung kommt nicht über die allerersten Anfänge hinaus; allenfalls zeigt sich ein „Zellenmund", sogar ein langer Saugrüssel, auch an der entgegengesetzten Seite die entsprechende Oeffnung, ein „Zellenafter"; damit ist es jedoch aus. Die Bahn geht nicht glatt weiter vom Infusorium zum Menschen empor, sondern nimmt einen breiten Umweg über das Prinzip des Vielzelligen, der Zellengruppe; statt des individuellen isolirten Einzellers, der nur in der Zeugungverschmelzung sich verdoppelt, tritt eine Art sozialer Gemeinschaft von Zellen auf, deren steigender Fortschritt darauf beruht, daß die einzelnen Zellen in ihr mehr und mehr nur als Theile des Ganzen Geltung gewinnen und die Arbeit des Ganzen unter sich spezialisiren. Stand am Anfang der Stufenleiter etwa die kleine Amöbe, die noch mit ihrem ganzen winzigen Leibe frißt, athmet und liebt, so steht am Ende das entwickelte Wirbelthier, dessen Körper einer kunstvoll eingerichteten Fabrik gleicht, deren verschiedene Abtheilungen je eine bestimmte Funktion zu verrichten haben und nur, insofern sie Das thun, ihr Leben leben. Das Symbol von der Einzeller-Liebe, das trotz seiner Grobheit nur ein Wenig vermenschlicht zu werden brauchte, um auszudrücken, was auch der Mensch fühlt, wenn er liebt, paßt nun plötzlich gar nicht mehr hinein. Denn in diesem komplizirten Organ-Kunstwerk ist auch dem Lieben längst sein genau abgegrenzter Bezirk zugewiesen, an dem — um Bölsches drastische, durchaus treffende Bezeichnung zu gebrauchen — deutlich geschrieben steht: „Hier wird fortgepflanzt!" Und so verhält es sich eben darum, weil der Mensch das höchst entwickelte Thier ist und alle Höherentwickelung auf fortschreitender Differenzirung, auf immer feinerer Spezialisirung der Einzelorgane zu besonderen Geschäften beruht. Sicherlich geht ja auch

die ganze Welt unserer seelischen und geistigen Aeußerungen genau den selben Weg der stetigen Differenzirung vom primitiv-Einheitlichen zum komplizirt Unterschiedenen durch Arbeitstheilung. Aber wir sollten uns immer eindringlich vor Augen halten, um wie viel jünger, dünner, dümmer, unfertiger unsere sogenannten Geistesäußerungen gegenüber unserer Physis sind, — dieser uralten, urerfahrenen, hochvollendeten und reich entwickelten Welt. Der Geist ist nur ein kleiner, armer Schuljunge an der Hand seines großen, sehr weisen Lehrers, des Körperlichen. Erst kürzlich, erst gestern, ward er geboren; und nur dieser rührenden, unreifen Jugendlichkeit, die ja leicht etwas Größenwahnsinniges hat, ist es zuzuschreiben, daß er selbst dieses Verhältniß für umgekehrt nimmt, ja, daß er in seinen Moral- und Religionanschauungen eine erzieherische, knechtende, dominirende Rolle gegenüber dem Körperlichen spielt. Mir scheint, daß man sich ganz besonders bei Betrachtung des Erotischen dieser Ungleichheit in den Entwickelungstufen von Geistigem und Physischem erinnern sollte. Man könnte sagen: in der nervösen Brunst des Thieres setzt etwas primitiv Geistiges auf ungeheuer hoher körperlicher Stufe ein. Und auch noch im Liebesaufruhr des Menschen ist es nicht sehr viel weiter, ist es immer noch längst nicht der komplizirten Differenzirung des Physischen entsprechend. Vielmehr läuft es etwa noch analog Dem ab, was sich im uralten Reich der kleinen Einzeller begiebt, wenn diese ohne Weiteres ganz zu verschmelzen streben. Nicht zufällig erscheint Das unserer Art, zu lieben, als das passendere Symbol: wir fühlen noch den Wunsch nach absoluter Verschmelzung in jedem Zustand der Leidenschaft und keine Erkenntniß ändert Etwas daran, — wie auch schon im Thier, im stark empfindenden, nervenerfüllten Thier, die Sehnsucht und Gier seiner Sinne weit über den thatsächlichen physischen Vorgang selbst hinausschlägt, ihn sozusagen mit einem ganzen Mantel von wilder Ausschließlichkeit, bebender Hingebung, überdeckt. Die Liebe, wie vorurtheillos sie immerhin sich vom Verstande belehren lassen mag, kann nicht umhin, eine Kluft zu konstatiren zwischen Dem, was da ein winziges Partikelchen des Körpers, an einer bestimmten Stelle der großen Körperfabrik, vollbringt, und Dem, was sie unter absolutem seelischen Zwange auf den gesammten inneren Menschen in leidenschaftlicher Ueberschätzung bezieht, — beziehen muß. Empfänden zwei Liebende den Liebesakt so, wie er, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus, körperlich betrachtet werden muß: als eine einfache Gelegenheit, die einem weiblichen Eizellchen gegeben wird, sich von einer Anzahl männlicher Samenzellchen umwerben und endlich von einem unter ihnen befruchten zu lassen, so würden diese zwei Liebenden sich nur noch wie Schwiegereltern vorkommen, die ihren Kleinen Gelegenheit geben, sich zu verheirathen, noch dazu, ohne über diese Kleinen selbst näher Bescheid zu wissen: ziemlich leichtfertige Schwiegereltern, die Zufalls-Ehen stiften. Sie selbst sind dabei

so gut wie aus dem Spiel: in ihrer Liebesillusion, wo sie sich so wichtig nahmen, wo sie das seelische Ganze für das körperliche Theilchen einsetzten, waren sie im Grunde drollig, sie machten unbewußt einen Witz. Deshalb finden wir in so vielen Philosophien die Liebenden als die von der Natur Dupirten, als die unbewußten Mittel zu einem ihnen selbst dunklen Zweck, bald heiter, bald tragisch genommen. Das heißt nur, daß wir seelisch noch weit „zurück" sind, wenn wir liebestolle Begeisterungen träumen, und daß die Zeit einmal kommen mag, wo der Liebe auch seelisch ein bestimmter Bezirk und Kraftaufwand genau abgegrenzt sein wird, ohne daß sie rücksichtlos das ganze innere Wesen des Menschen affiziren darf. Man kann sich diese ferne Zeit ausmalen, wie man will: entgegen gehen wir ihr gewiß, und wenn wir sie erreicht haben, wird eben so gewiß die letzte Illusion einer Verschmelzung von Mann und Weib in der Liebe vernichtet, aufgeklärt worden sein, wie wir ja auch jetzt schon wissen, daß der Liebesrausch weit öfter unsere verschiedenen individuellen Besonderheiten nur vorübergehend betäubt und lähmt, als daß er sie wirklich in einheitlichem Schwunge aufheben und im geliebten Gegenstand aufgehen lassen könnte. Neue, überlegene Typen des Menschlichen, mit neuen Möglichkeiten und Reichthümern in sich, mögen dann erstehen. Aber wie jede überwundene Kultur nicht nur Neuem den Boden bereitet, sondern auch oft unermeßliche Schätze mit sich begräbt, so wird es auch dann vielleicht einen Verlust zu bedauern geben. Warum sollte nicht gerade aus der noch bestehenden Ungleichheit zwischen den Entwickelungstufen von „Körper" und „Geist" manches Tiefste und Schönste unseres inneren Lebens, unseres Liebens, hervorgehen, — warum sollte es nicht gerade an diese Grundkonflikte, an das Kampfvolle und Gefahrvolle, ja ans Tragische gebunden sein?

Wenn man Bölsches Buch liest, sieht man wohl siegreich Neues und immer Neues emporsteigen aus dem Dunkel der Zeiten. Aber was da langsam immer weiter zurücksinkt — das Alte —, Das könnte in irgend einem Fall einmal auch das Schöne gewesen sein, am Ende aller Zeiten.

Schmargendorf. Lou Andreas-Salomé.

Aus Samoa.

Am Geburtstag der englischen Königin lagen in diesem Jahr im Hafen von Apia zwei englische Kriegsschiffe, die kurz zuvor aus Viti angekommen waren, der englischen Kolonie, die nun ohne Kriegsschiff den Tag feiern mußte. Spiele der verschiedensten Art wurden unter Leitung des Konsuls veranstaltet und man trug Sorge, daß das samoanische Element bei diesen Unterhaltungen

in den Straßen Apias ja nicht zu kurz komme. Am Ende der Festlichkeiten hatten die leichtlebigen, stets zu Scherz und Spiel aufgelegten Samoaner wieder einmal den Eindruck, daß die Königin eine liebenswerthe alte Dame sei. Beabsichtigt war die Anwesenheit der Kriegsschiffe, die Ankunft des einen noch am Vorabende des Festtages, natürlich nicht. Eins mochte herübergekommen sein, um dem neuen Konsul mehr Relief bei der Feier zu geben; das andere hatte zwar einen Bohrapparat an Bord, um zu wissenschaftlichen Zwecken in der Ellicegruppe Bohrungen zu unternehmen; aber warum sollte es nicht den Umweg über Samoa machen? Oder spielte doch vielleicht die Politik mit? In australischen und neuseeländischen Zeitungen konnte man Andeutungen finden, daß es sich in Samoa anscheinend wieder zu regen beginne; da mochte England als eine der Vertragsmächte es für gut halten, einmal nach dem Rechten zu sehen.

Die Zeitungnotizen waren nicht ganz ohne Unterlage. In Leulumoega hatten einige Häuptlinge und Sprecher eine rothweiße Fahne gehißt, nicht einmal im Einverständniß mit dem Oberhäuptling Tamasese, dessen Macht und Einfluß freilich, gleich denen seiner Rangesgenossen, neben denen der Sprecher nicht beträchtlich sind. Allein Tamasese gehört zu der einst deutsch gesinnten Partei, die dann später von den Deutschen im Stich gelassen wurde, aber selbst heute noch deutsch gesinnt ist. Da konnte man wohl aus dem Hissen einer Phantasiefahne zur Noth folgern, daß es wieder einmal gegen die Partei des offiziellen Königs Malietoa gehen werde, daß man sich plötzlich etwas mehr zu regen gedenke. In Samoa selbst sah man die Sache recht ruhig an, so beunruhigend sie Dem erscheinen konnte, dem der Charakter der Samoaner fremd ist, und so willkommen sie dem politischen Macher sich darstellen mußte. Caesar nennt den Gallier rerum novarum studiosus; hätte er die ruhelosen Samoaner gekannt, er würde sie mit dem Komparativ bedacht haben. Wenn es dem Samoaner einmal zu Hause nicht mehr recht gefällt, begiebt sich gelegentlich ein ganzes Dorf auf die „malaga“; man setzt sich ins Boot und rudert unter fröhlichem Gesang nach einem befreundeten Dorfe, dort amusirt man sich nach Möglichkeit, und ist alles Eßbare da aufgezehrt, kehrt die lustige Gesellschaft heim, bereit, das nächste Mal selbst den Wirth zu spielen. Zur guten Jahreszeit kann man um Upolu und zwischen dieser Insel und Sawaii fast täglich mehr als einer „malaga“ begegnen. Kehrt ein Fremder im Dorf ein, so bietet seine Ankunft willkommene Gelegenheit zur Bereitung der Kawa; bleibt er über Nacht, so geht es kaum ohne Tanz bis in die späte Nacht ab, vor Allem aber ist er ein werthvoller Vorwand für ein überreiches Essen, bei dem auch wohl einige der langwierig herzustellenden und daher nicht oft bereiteten einheimischen Gerichte aufgetischt werden. Man liebt die Abwechselung. Selbst der Krieg ist mehr eine aufregende Unterhaltung als Krieg. Man kämpft nur bei Tage, denn die Nacht ist doch zum Schlafen da; man beschießt einander auf unendliche Entfernungen mit den trotz allen Verboten eingeführten Gewehren, denn auf Grund der Resultate von Beschießungen durch Kriegsschiffe hat sich die Ansicht gebildet, es komme vor Allem auf ordentliches Knallen an. Wird trotz aller Vorsicht Jemand erschossen, so beendet der Trauerfall sofort den Kampf, man schließt Frieden oder doch Waffenstillstand, — und widmet sich dem Essen. Es bedarf schon der Aufhetzung durch Weiße, um einen Krieg so ernst zu gestalten, wie er es zur Zeit der „Amerikaner“ Steinberger und Klein war.

Diese Zeiten liegen weit hinter uns und werden hoffentlich nicht wiederkehren, obgleich der famose Berliner Vertrag dauernd die schönsten Vorwände für Streitereien zu bieten vermag. Es ist eine jedem Reisenden bekannte Erscheinung, daß der Durchschnittsweiße, wenn er unter der Maske des Kulturträgers mit farbigen Eingeborenen in Berührung tritt, nicht ohne Geschick es vermeidet, die behauptete Ueberlegenheit auch zu beweisen. Da bittet z. B. ein Eingeborener seinen im Dienste der Weißen stehenden Landsmann um einen Trunk Wasser und erhält ihn in einem Trinkgeschirr des Weißen. Der prügelt seinen „boy", weil dieser ihm das Glas oder den Becher „verekelt", aber der „boy" fühlt sich geprügelt, weil er dem Anderen zu trinken gab, und findet den Weißen roh und herzlos. Anderswo wieder verbietet der sittenstrenge Missionar den einzigen Tanz der Eingeborenen, nicht nur, weil ihm das Wort naturalia non sunt turpia unbekannt ist, sondern, weil ihn seine höhere Kultur befähigt, in einer gesunden Sinnlichkeit die halbverhüllte Lüsternheit zu sehen. Aber der selbe Missionar ruft bei der jährlichen Steuerzahlung seiner Heerde Namen und Summe des Zahlenden laut aus, natürlich nur als Lob des Gebers, nicht etwa, weil er sich die Eitelkeit seiner Zöglinge nutzbar machen will. Im Allgemeinen betrachtet sich der Weiße als den Herrn, der nur für sich zu sorgen hat, und auch, wenn ihm die ungewohnte Selbständigkeit nicht zu Kopfe steigt, ist er selten in der Lage, in dem Eingeborenen den Mitmenschen zu sehen, dessen Anschauungen historisch berechtigt sind. Im Grunde ist der Weiße ja doch nur ein Eindringling; und will er dauernden Frieden haben, nicht nur den äußerlichen, der genau so weit reicht wie die Kanonen seiner Kriegschiffe, so wird er diesen Anschauungen gerecht werden müssen. Zwischen dem brutalen Eingreifen und dem schwächlichen Gehenlassen liegt wohl ein Weg, auf dem Sitten und Traditionen in einer beide Theile befriedigenden Weise umgeformt werden können. Nicht eben selten ist dem Naturvolk die äußere Erscheinung wichtiger als der tiefere Inhalt z. B. einer Ceremonie, es besitzt aber stets ein sehr feines Gefühl für gerechte und ungerechte Handlungen, — und gerade dieser Umstand erleichtert die Gestaltung zu einer dem Europäer unschädlichen Form und die Ueberleitung zu Zuständen, die einer höheren Kultur sich annähern. Ist oft mit dem Fortbestande alter Sitten, Gebräuche oder Fehden ein Fortschritt für den Weißen ausgeschlossen, so wird gewaltsames Eingreifen schließlich auch zu einem Stillstande führen müssen. Denn rechtliche, religiöse und sittliche Anschauungen pflegen bei Naturvölkern in engem Zusammenhang zu stehen; erfolgen bald hier, bald dort Eingriffe einer fremden Macht, die ausschließlich deren einseitigen Interessen entspringen, so lockert sich leicht der ganze Bau und als Resultat ergiebt sich die Auflösung und der schließliche Untergang eines Volkes, dessen natürliche Widerstandskraft dem Weißen nicht gewachsen war und dessen Urtheil nicht hinreichte, um aus dem Gebotenen nur das wirklich Assimilirbare auszuwählen. Abgesehen von allen anderen Gesichtspunkten führt Das dazu, daß der Händler seine Lieferanten und Käufer, der Pflanzer seine Arbeiter verliert und das Land schließlich „sich nicht mehr rentirt".

Auf der Gazelle-Halbinsel besteht die alte Einrichtung des Duk-Duk-Tanzes. Er war mit der Zeit zu Erpressungen benutzt worden und in eine Art Haberfeldtreiben ausgeartet. Es sollten friedliche und sicherere Rechtsverhältnisse geschaffen werden; und so griff man zu dem bequemen Mittel, den Tanz zu ver-

bieten. Der Erfolg war vorauszusehen: Mißstimmung der Eingeborenen und Fortsetzung des Tanzes im Geheimen oder an Orten, die dem Weißen nicht erreichbar waren. Jetzt ist der Duk-Duk an bestimmten Plätzen erlaubt, die Eingeborenen haben ihre kindliche Freude an den maskirten Tänzern und Keinem fällt es ein, gegen das mit Erlaubniß des Tanzes erlassene Verbot der unleugbaren Auswüchse zu handeln, obgleich damit thatsächlich dem Tanze ein wesentlicher Theil seines Inhaltes genommen und seine Bedeutung sehr vermindert ist.

In Samoa zerfällt die bevölkertste und wichtigste Insel Upolu in drei Distrikte, Aana, Tuamasaga, Atua, von denen jeder einen Oberhäuptling hat, dem sich Anhänger auf Tutuila und Sawaii anschließen. Jeder dieser Oberhäuptlinge war von dem anderen unabhängig. Eifersüchteleien, vielleicht auch die jeweiligen Interessen der Weißen führten zu gelegentlichen Fehden. Bekannte Vorgänge hatten den bekannten Vertrag zur Folge. Daß er seinen Zweck, friedliche und stabile Verhältnisse zu schaffen, erreicht hätte, hat wohl noch Niemand behauptet. Die Zufriedenheit der Weißen mit seinem Inhalt ist nur eine recht mäßige; sie wäre vielleicht etwas größer, wenn der Friede unter den Samoanern hergestellt worden wäre. Das geschah aber nicht; wirklicher Friede besteht auch heute noch nicht. Man brauchte wohl Jemanden, an den man sich halten konnte, und die Bureaukratie fand es bequem, den Häuptling von Tuamasaga, Malietoa, zum König von Samoa zu machen, der nun regiren, Steuern eintreiben u. s. w. sollte. Wenn die Samoaner damit nicht eben zufrieden waren, so lag es nicht daran, daß der deutschfreundliche Häuptling dem ganz in englischen Sympathien lebenden „König" gram war, sondern an Rangverhältnissen und Ueberlieferungen, die jedem Samoaner geläufig sind, den Europäern aber entweder unbekannt waren oder ihrer Diplomatie als quantité négligeable erschienen.

Die Tradition läßt die vier Brüder Ana, Tua, Saga, Waii die Inseln so theilen, daß ihnen Aana, Atua, Tuamasaga (die drei Distrikte auf Upolu) und Sawaii zufallen. Ana, der Aelteste, ist mit der höchsten Würde bekleidet und sein Gebiet gilt als das angesehenste; die von ihm stammende Häuptlingsfamilie der Tui-Aana ist daher die älteste und vornehmste auf Upolu und Sawaii. Anas Sohn heirathete Tuas Tochter, was die Vereinigung von Aana und Atua zur Folge hatte. Die Vereinigung von Tuamasaga und Sawaii unter dem Häuptling von Tuamasaga wurde in jüngster Zeit durch den Tod des Häuptlings von Sawaii möglich: so stand Tamasese von Aana-Atua dem Malietoa von Tuamasaga-Sawaii gegenüber. Beide sind Oberhäuptlinge, wenn man einen europäischen, freilich nicht ganz zutreffenden Namen brauchen will, „Könige"; ihre Machtverhältnisse sind annähernd gleich, nur dem Range nach steht Tamasese höher, — als Nachkomme des ältesten Bruders. Beide Kriegshäuptlinge erkennen über sich nur den Tuimanua an, einen Angehörigen der auf Manua ansässigen Moa-Familie, den ein mystischer, mit alten Sagen zusammenhängender Nimbus umgiebt. Doch hat dieser heilige Häuptling vielleicht nie, sicher jedoch nicht in neuerer Zeit, irgend welchen Einfluß auf politische Verhältnisse der großen, übrigens ziemlich entfernt gelegenen Inseln gehabt.

Konnte man nicht auf den „König" verzichten, so wäre samoanischer Anschauung nach der Tuimanua dazu geeignet gewesen; er konnte das abstrakte Königthum repräsentiren, unter ihm hätten Tamasese und Malietoa neben einander

regirt. Sollte einer der Häuptlinge der wirthschaftlich wichtigsten und bevölkertesten Inseln zum König gemacht werden, so hätte es nicht nur samoanischen, sondern selbst europäischen Ideen entsprochen, wenn diese Würde dem seinem Range nach Höchsten zugefallen wäre, dem Tamasese. Nun aber bedurfte es des Zusammenwirkens dreier Mächte, um den dritten Kandidaten zum „König" zu wählen, der noch dazu selbst gar nicht daran denkt, sich als über Tamasese stehend zu betrachten. Dem Samoaner fehlt eben vollständig der Begriff des Königs, der als Höchster über Allen steht; er kennt nur die Häuptlinge der politischen Distrikte, die entsprechend ihrer Abstammung zwar verschiedenen Ranges, aber darum doch völlig gleich berechtigt sind. Wollten die sich überall einmischenden Weißen einen einzigen Oberhäuptling haben, so konnte Das nur der vornehmste Distriktshäuptling werden, aber auch nur, nachdem ihm die Anderen die entsprechenden Titel übertragen, ihn also anerkannt hatten. Das gewählte Verfahren hatte die Folge, daß man sich über den Vertragskönig hinwegsetzte, der sich nun nach Belieben mit seinen weißen Beschützern unterhalten konnte, und daß die Zuneigung für die die alten Traditionen verhöhnenden Europäer nicht gerade wuchs; die Versuche, in Steuerfragen den Vertrag durchzuführen, mußten scheitern. Man verstand es in Atua eben so wenig, warum man an Tuamasaga Steuern zahlen sollte, wie man heute etwa in Württemberg sich veranlaßt sehen könnte, an Bayern Abgaben zu leisten, weil es eine dritte Macht so für richtig hält.

Der Friedensvertrag gab also den Anlaß zu neuen dauernden Verwickelungen; und wenn es seitdem gelungen ist, durch allerlei Kunststückchen einen oberflächlichen Friedenszustand aus einem Jahr in das andere zu retten, so bedeutet Das immer noch keinen wirklichen Frieden und Wühlereien finden nach wie vor günstigen Boden in der leicht erregbaren Bevölkerung. Die betheiligten Mächte mögen ungern offiziell an Samoa erinnert werden; aber das Land kann unter den bestehenden grotesken Verhältnissen nicht fortschreiten. Eine Revision des Vertrages ist nöthig; und wenn man sie vornimmt, wird es sich darum handeln, den Ideen der Eingeborenen gerecht zu werden. Das oberflächliche, an Formen hängende Volk dürfte nicht sehr schwer zu befriedigen sein. Man lasse jeden Oberhäuptling seinen Distrikt regiren, gebe ihm Ceremonienmeister, Kammerherren und Pagen; man berufe alljährlich feierliche Sitzungen der Herren; im Uebrigen aber zahlt Jeder seine Abgaben an die aus Weißen zusammengesetzte Regirung, die ihm eine kleine Apanage giebt, ihm Wege baut und den entscheidenden Richter stellt.

Dem Vertreter einer europäischen Regirung unter Eingeborenen ist es weit schwieriger, Aufschluß über deren Angelegenheiten und Ansichten zu erhalten, selbst wenn er ihre Sprache lernt, als dem Privatmann; denn der Eingeborene ist stets schlau genug, dem Beamten nach dem Munde zu reden; die Bureauthätigkeit und der zu knapp bemessene Aufenthalt thun das Uebrige, um einer eingehenden Beschäftigung mit dem Eingeborenen und der Gewinnung seines Vertrauens Schranken zu setzen. Ist es doch eine alte Erfahrung, daß man selbst in stark europäisch besiedelten Ländern die ausführlichste Auskunft über wirthschaftliche Verhältnisse gewöhnlich bei dem Wahlkonsul erhält.

Apia. Ernst von Drüben.

Finanzsorgen.

Was bedeutet der Ausdruck: „Aus der Mitte der Versammlung"? Aktionäre haben doch Namen. Nun aber geht über die jüngste Generalversammlung der so gut geleiteten Rheinischen Stahlwerke die folgende Notiz durch die Presse: „Schließlich wurde aus der Mitte der Versammlung noch die Einführung der Aktien an der brüsseler Börse angeregt, da gerade von belgischen Kapitalistenkreisen Industriepapiere besonders bevorzugt werden. Zu diesem Zweck seien keinerlei Kosten aufzuwenden, es sei lediglich die Errichtung einer Zahlstelle in Brüssel und die regelmäßige Uebersendung der Geschäftsberichte erforderlich. Der Aufsichtrath wird sich demnächst mit dieser Frage beschäftigen." Man beachte die Treuherzigkeit der Darstellung: nicht etwa ein Faiseur oder eine der rheinischen Banken hat zu billigeren Kursen einen großen Aktienposten erworben, um ihn nun, in der Hoffnung auf die neue brüsseler Spekulation, theurer wieder zu verkaufen, — nein, ein schlichter Mann des Volkes, einer „aus der Mitte der Versammlung" hat plötzlich von Meiderich, dem Sitz der Stahlwerke, seine Blicke in der Richtung nach Brüssel erhoben. Und wie besorgt dieser biedere Deutsche um die Wünsche der belgischen Kapitalisten ist! Rheinische Stahlwerke stehen 232 und sind seit sechs Jahren nie unter 26 Prozent über Pari gewesen. Sie rentiren ihrer Dividende nach heute für den Besitzer noch mit ca. 6,46 Prozent, sind vollständig placirt und kaum einer lebhafteren Spekulation ausgesetzt. Welches Interesse sollten wir nun daran haben, ein so werthvolles Papier dem Auslande auszuliefern? Irgendwo muß freilich doch wohl ein Interesse stecken, denn der Aufsichtrath — „unvorbereitet, wie er war" — versprach, sich dieser brüsseler Kotirungangelegenheit zu widmen. Eine ganz neue Aufgabe für einen Aufsichtrath, der doch wissen muß, daß an fremden Börsen auch Gefahren drohen können. Sobald nämlich die Kurse wieder einmal sinken, wird ein Platz wie Brüssel zunächst seine ausländischen Aktien schleunigst dahin zurücksenden, woher sie kamen, und die deutschen Besitzer könnten dann Kursstürze erleben, die ihnen sonst wohl erspart geblieben wären. Da es schon Börsentage bei uns gab, wo Deutsche Reichsanleihe auf englische Abgaben hin fiel und man dann sogar (freilich unrichtig) die londoner Notirung bedauerte, darf man für unsere Industriewerthe gewiß vorsorgliche Bedenken hegen. Den Besitzern von Bochumern, Laura, Harpenern und A.-E.-G. hat es bisher noch kein Glück gebracht, daß ihre Aktien z. B. auch von der wiener Spekulation herauf- und heruntergehandelt werden. Ich greife den Fall der Rheinischen Stahlwerke nur heraus, weil er in seiner für die Oeffentlichkeit bestimmten Form recht ungeschickt die Absicht merken läßt. Den künftigen Verkehr von deutschen Kohlen- und Eisenaktien in Brüssel muß man aufmerksam verfolgen; er dürfte wenig Gutes bringen und nur dem Theil der berliner Spekulation nützen, der zu Hause heute noch so hoch spielt wie früher, aber unter Ausschluß des Publikums, das man nun in dem börsengesetzlosen Belgien eher zu finden hofft als in dem „reformirten" Berlin.

Die Millionen, die jetzt auch aus unseren Bankregionen nach Brüssel gewandert sind, machen zunächst einen Kreislauf durch. Die leitenden Herren in Berlin und Frankfurt sehen ihr eigenes Geld für neues Geld an und benutzen es, um daheim ihre Portefeuilles zu entlasten. Die Obligationen von der Trustgesell-

schaft der berliner Union dürften da noch das relativ beste Papier sein; aber unsere Banken sind ja mit industriellen Obligationen aller Arten bepackt. Sieht man sich die hohen Vergütungen an, die dem Käufer für ein längeres Liegenlassen seines frischen Besitzes angeboten werden, so glaubt man, es mit Pfandbriefen zu thun zu haben, deren Bonifikationen hier ja einmal geschildert wurden. Einzelne jüngere Banken sollen auf ihre neuen Aktien bis zu drei Prozent vergüten. Doch erlebt man auch zuweilen Kapitalsvermehrungen, die nur aus dem Wunsch hervorgehen, keine allzu hohe Dividende ausschütten zu müssen, damit die Aufmerksamkeit nicht erregt wird und die Quelle dann spärlicher fließt; deshalb vertheilt man den Ertrag auf ein paar Millionen mehr. In Brüssel dauern die Gründungen fort; auch die Belgier haben den Ausländerhaß der Franzosen zu fühlen. Die vor einigen Wochen gemeldete Umwandlung des alten Bankhauses Allard unterbleibt zu Gunsten der Umwandlung des größten brüsseler Agent de Change Brunner. Dieser Börsenmann ist vor etwa dreißig Jahren aus Westfalen eingewandert und hat es allmählich verstanden, die reichsten Elemente der katholischen Spekulation in seine Kundschaft zu ziehen. Das Aktienkapital wird 15 Millionen Frcs. betragen und Herr Brunner, der sein glänzendes Maklergeschäft in die Bank legt, erhält nach vorangegangenen 6 Prozent Dividende zunächst 12 Prozent für sich. Betheiligt sind an dieser einstweilen noch verschwiegenen Gründung alte Firmen in New-York und Frankfurt.

Der Montanmarkt hat, von einzelnen Börsenschwankungen abgesehen, seine einheitliche Tendenz verloren. Für Hüttenpapiere bleibt nach wie vor eine sehr gute Meinung fühlbar, während man gegen Kohlenwerthe insofern mißtrauisch ist, als man dort zwar die schönen Erträgnisse, aber auch die wachsenden Ausgaben sieht. Alles, was von der Beschäftigung in Hochöfen und Fabriken verlautet, deutet auf Jahresaussichten; und wenn man bedenkt, daß die Dampfmaschinen-Fabrikanten nur sehr späte Lieferfristen annehmen können, so müssen die Besteller doch auch dann noch einer sehr rentablen Verwendung sicher sein. Das ist aber nicht die Ursache, weshalb seit einiger Zeit ausländischen Konkurrenten bedeutende Bestellungen auf große Dampfmaschinen zufallen; hier wirkt die Haltung des technischen Gutachters mit, der gewöhnlich gern an einem einzigen Etablissement festhält, — und zwar durchaus nicht immer an dem, das auf seinen Rath viel Geld in kostspielige Versuche gesteckt hat.

Leitende Kräfte werden zu so verlockenden Bedingungen gesucht, daß der Staatsdienst bald vielleicht nur noch als ein Uebergangsstadium gelten wird. So sehen wir jetzt schon tüchtige Beamte aus dem preußischen Eisenbahndienst von 4000 auf 30 000 Mark springen, wenn gerade eine Trambahn einen Direktor braucht. In der Industrie engagirt man noch die persönliche Leistung, nicht, wie im Bankwesen, die grauen Haare und der Titel. Geht Das so weiter, dann wird man bald in Berlin von einem neuen Geheimrathsviertel sprechen können, das mit den preußischen Traditionen nicht das Mindeste mehr zu thun hat. Ein solcher Herr bezog vielleicht bisher als Beamter höchstens 12 000 Mark, erhält nun, als Bankornament, ein Fixum von 30 000 und verdient mit Tantiemen vielleicht 150 000 Mark. Aus diesen Räthe-Direktoren werden dann manchmal die wildesten Geschäftsjäger. Eine andere Sitte freilich scheint aufgehört zu haben, die nämlich, neuen Direktoren sofort etliche Hunderttausende baar auszuzahlen.

Kohlenaktien sind im Ganzen von allen Industriepapieren am Besten placirt, besonders seit den Jahren, wo der süddeutsche Markt hinzukam; aber die Unzufriedenheit der Großkapitalisten ist nicht mehr zu leugnen. Die Kurse haben schon lange ihren Rückschritt begonnen und selbst Leute, die an sozialen Gefühlen nichts zu verlieren haben, verfolgen jetzt aufmerksam die Lohnbewegung der Grubenarbeiter. Es handelt sich weniger um neue Forderungen der Arbeiter als um das ihnen schon Bewilligte. Man darf getrost behaupten, daß den Hauptvortheil aus dem Bestehen des großen Syndikates nicht die Aktionäre, sondern die Arbeiter gezogen haben. Wohin diese nur von der Nachfrage nach und dem Angebot von Händen abhängige Bewegung eines Tages noch führen kann, ist einstweilen unübersehbar. Der Mangel an Tagelöhnern ist so fühlbar, daß z. B. in manchen Städten nothwendige Erdarbeiten Wochen lang verschleppt werden müssen.

Die Transaktion der berliner Union ist anders gekommen, als das Publikum sie sich denken mußte. Nach allen früheren Aeußerungen erwartete man eine Kapitalserhöhung bei der Loewe-Gesellschaft, deren Aktien 478 notiren, aber nicht bei deren Freundin und Abnehmerin, deren Aktien überhaupt noch keinen Kurs haben. Nun hat Loewe es vorgezogen, sein Kapital nur indirekt, also ohne Dividendenverpflichtung, zu vermehren. Er läßt die berliner Union erhöhen, und zwar von 3 auf 18 Millionen, damit sie ihm u. A. seine elektrische Abtheilung abkauft. Diese Abtheilung besteht erst seit dem Jahre 1892; sie empfing ihren Hauptwerth durch die Patente der Union, der Loewe die Fabrikation dadurch ersparte, daß er ihr seine allerdings sehr guten Maschinen und Apparate monopolistisch verkaufte. Daß dieses Verhältniß mit einer Geldfrage zusammenhing, sieht man schon aus der Dauer des Vertrages: fünfundzwanzig Jahre waren da ausbedungen, während z. B. die wesentlich eingeschränktere Abnahmeverpflichtung der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft bei Siemens & Halske nur zehn Jahre umfassen sollte. Allerdings haben wir jetzt sogar einen Vertrag auf neunundneunzig Jahre erlebt: zwischen der Elektrizität-Gesellschaft Lahmeyer und Koburg-Gotha; es handelt sich um Kleinbahnen. Loewes Unternehmen hat den Charakter einer technischen Bank jetzt erst recht deutlich ausgeprägt.

Die politische Spannung wird am Klarsten durch die Diskonterhöhungen in London und Paris bezeichnet. Als die Gouverneure der Bank von England „nach kurzer Berathung" ihre Rate um ein Prozent erhöhten, hatten sie wohl vorher beim Auswärtigen Amt angefragt. Und als die Bank von Frankreich, die in Geld und auch in Gold schwimmt, später das Selbe that, brach sie mit einem mehr als drei Jahre schon geltenden Prinzip. So lange steht der französische Bankdiskont auf zwei Prozent, unbeirrt von allen Schwankungen des deutschen und englischen Geldmarktes. Die Gründe, die nun zur Veränderung führten, müssen also doch sehr ernster Natur gewesen sein. Wie unerschöpflich dabei die Abundanz in Paris ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß es den großen dortigen Banken gar nicht einfällt, auf kurze Depositen jetzt einen etwas höheren Satz zu vergüten; vielleicht nicht einmal auf Depositen mit fünfjähriger Kündigung, für die dort bis zu vier Prozent vergütet wird. Unseren Bankleuten wird zwar aus London beständig geschrieben, man werde in der Faschoda-Frage unnachgiebig sein; aber sie wissen auch, wie zäh die öffentliche Meinung Englands am Frieden hängt. Dagegen fürchtet man das Bedürfniß gewisser französischer Kreise, sich

um jeden Preis Luft zu machen, und sah diese Furcht durch eine Friedenspetition des pariser Gemeinderathes bestätigt, die bei dessen sozialistischer Zusammensetzung einem Schachzug gegen die Militärpartei sehr ähnlich sah. Dann aber trafen, trotz Hicks-Beach, wieder beruhigende Briefe aus Paris ein, in denen namentlich über arge Mißstände gesprochen wurde, die sich bei der großen Truppenzusammenziehung wegen des Strikes gezeigt haben sollen, z. B. über Verpflegungnöthe, die dazu führten, daß die Truppen sich in den Markthallen, also vor Aller Augen, mit Lebensmitteln versorgen mußten. Auch sprach man ernsthaft von einem ganzen Bataillon, das auf dem Wege von Rouen Tage lang vergessen gewesen sei. Das Alles stimmte beruhigender, obgleich eine endgiltige Erledigung des Faschoda-Streites vorläufig noch nicht absehbar ist. Inmitten dieser Spannung machte weder eine neue Besitzergreifung Rußlands in China Eindruck noch die russische Verwahrung gegen etwa vorhandene expansive Neigungen Deutschlands in Kleinasien. Recht ungeschickt waren die Depeschen abgefaßt, die unser offiziöses Telegraphenbureau aus Pera veröffentlichte, z. B. die folgende: Man konstatirt in den deutschen Kreisen große Freude darüber, daß Kaiser Wilhelm und Kaiserin Auguste Viktoria durch die Exkursion auf der Anatolischen Bahn ihr Interesse für dieses bedeutende Unternehmen bekunden." Stammt Das aus der Deutschen Bank? Ich weiß es nicht; aber erstens wäre es interessant, zu erfahren, welches andere Dampfroß unser Kaiserpaar zu seinem Ausflug besteigen sollte, und zweitens sollte man glauben, daß eine so große Summe von deutscher Intelligenz und Arbeit, wie sie die Anatolischen Bahnen darstellen, auch ohne das bei einer Lustfahrt huldreich bewiesene Interesse reichliche Zinsen tragen muß.

Was von den Anleihereisen des Herrn Witte erzählt wird, ist falsch. In Berlin hat man den Russen eben erst 234 Millionen gegeben und brauchte Weiteres wohl kaum noch zu verweigern. Und in Paris ist schon seit anderthalb Jahren keine größere russische Anleihe mehr unterzubringen. Pluto.

Zwei Legenden.

Der Engel des Todes.

Und es geschah, daß der Ewige heimsuchte die Stadt Jerusalem mit Pestilenz um ihrer großen Sünden willen.

2. Und es zog der Engel des Todes nächtens durch die Straßen, der hielt ein schneidendes Schwert in seiner Hand,

3. damit rührte er die Thüren der Häuser, und welche Thür er anrührte, da starben die Kranken bei Sonnenaufgang.

4. Und die Gassen der Stadt waren leer und die Märkte verödet; und die Wächter machten unter den Thoren ein Feuer und zechten und wurden trunken. Denn sie sprachen: „Was soll es, daß wir über die Leichen straucheln? Wen

Gott ruft, Der wird auferstehen. Gestern waren wir Zwanzig, heute sind wir Sieben; was wird morgen sein?"

5. In der Straße aber, die da heißt Gehennom, wohnte eine Buhlerin mit Namen Thamar, nahe dem Südthor, die war schön von Angesicht und wohlgewachsen;

6. und hatte ihre Haare geflochten mit rosenfarbenen Bändern und schminkte ihre Wangen und trug güldene Spangen und Kettchen von Amethyst und Jaspis.

7. Da sie nun wachte die Nacht über an ihrem Fenster, kam der Engel des Weges, der glich einem Manne in schwarzen Kleidern und trug in seiner Hand ein geschliffenes Schwert.

8. Thamar aber winkte ihm und sprach: „Tritt herzu, Fremdling, und ruhe vom Wege. Siehe, meine Kammer ist geschmückt und duftet von Myrrhen. Draußen aber lauert die Pest und der Tod ziehet einher."

9. Und der Engel trat ins Haus. Sie aber sprach: „Ach, Herr, warum führest Du in Deiner Hand ein bloßes Schwert?" Und er erwiderte: „Stehet nicht geschrieben: mit dem Schwerte will ich Euch erlösen?" Und sie sprach abermals: „Herr, warum ist Dein Gewand schwarz wie der Abgrund der Nacht?" Und er antwortete und sprach: „Stehet nicht geschrieben: die Toten will ich ehren und um die Lebenden will ich trauern?"

10. Und er setzte sich nieder und sprach: „Singe mir ein Lied." Sie aber that, wie er befohlen hatte, denn ihre Stimme war lieblich, und hub an und sang:

11. „Saget nicht, meine Freundinnen, Töchter Israels, daß ich schön sei. Mein Geliebter naht und ich schäme mich meiner Gestalt; ach, er wird mich verachten. Schmücket mich mit Ringen und goldenen Gehängen und kleidet mich in Purpurseide, daß sein Blick auf mir ruhe; salbet mich mit Narden und Ambrabalsam. Komme, mein Freund und verschmähe mich nicht.

12. Lieblich bist Du, meine Freundin, wie die Morgensonne, und schön, wie ein Maientag. Lege ab die Gehänge, denn Deine Brüste sind feiner als Opale, thue weg die Spangen, denn Deine Lippen sind leuchtender denn Rubine. Meine Hand glättet Deine Haare und sie duften lieblicher als Myrrhen; mein Arm liegt um Deine Hüfte und Dein Leib ist frisch, wie eine köstliche Frucht. Deine Haupt ruhet an meiner Brust; meine Seele erzittert und mein Herz entfliehet vor Liebessehnsucht."

13. Und da sie also gesungen hatte, sprach der Engel des Todes: „Bereite das Lager." Und sie bereitete das Lager mit weißem Leinen und purpurner Decke. Da blieb er bei ihr, bis eine Stunde vor Tagesanbruch, da der Wind sich erhob und die Spatzen begannen zu schreien.

14. Und sprach zu ihr: „Sprich, was ist Dein Begehren? Siehe, ich gewähre Dir, was Du verlangest."

15. Thamar aber antwortete und sprach: „Wohlan, so begehre ich, daß Du ablassest von Dem, was Du begonnen hast in dieser Nacht, ehe daß Du hier eintratest." Er aber sprach: „Weib, kennest Du mich?"

16. Da antwortete sie: „Habe ich Dich nicht gesehen durch die Gasse schreiten? Dein Gewand war wie Rabenflügel und Dein Schwert wie Wetterleuchten. Bist Du nicht der Engel des Todes?"

17. Da erbebte er vor Zorn und sprach: „Nun wohl: es sei, wie Du

gesprochen. Aber freue Dich nicht, Dirne, und frohlocke allzu sehr. Hast Du mich überlistet, so will ich Dich überschreiten. Wisse, daß Du mich abermals erblicken sollst; doch nicht eher als über siebenzig Jahre. Bis dahin sollst Du leben und Deines Lebens satt werden." Also ward die Buhlerin gestraft.

Der Fünfsünder.

In den Tagen, da das Volk von Juda sich erhoben hatte wider die Knechte der Römer und verherrlicht worden war der Name des Heerführers, der genannt war Bar Kochba, Das ist: Sohn der Sterne,

2. in diesen Tagen geschah es, daß die Söhne Edoms schlugen mit der Schärfe des Schwertes das Heer der Juden und töteten mehr denn siebenzig Tausend.

3. Und war Klagen und Wehgeschrei in Juda, wie nie zuvor, weder zur Zeit Nebukadnezars noch jenes Kaisers, des Missethäters, deß Name nicht gedacht werde.

4. Denn der Statthalter mit Namen Rufus zertrat das Volk Juda mit eisernen Sohlen und schlug es mit ehernem Szepter und sein Thronsitz starrte von Blut.

5. Und er ließ ein Verbot ausgehen bei Todesstrafe über das ganze Land, daß Niemand bestatte die Leiber der Erschlagenen. Da hörte man Viele das Wort im Munde führen: „Lasset die Toten ihre Toten begraben"; und Die also sprachen, entgingen dem Gericht und nannten sich die Lebendigen.

6. Zu dieser Zeit geschah es, daß Rabbi Meïr mit seinen Jüngern über Land zog; und da sie nahe der Stadt Uscha waren, sahen sie einen Menschen am Wege liegen, der war schwer verwundet und wollte sterben. Und der Rabbi Meïr trat zu ihm und sprach: „Wer bist Du und wer hat Dich geschlagen?"

7. Der aber erwiderte und sprach: „Herr, wende ab von mir Dein Antlitz, denn ich bin ein Sünder vor Gott dem Herrn und unrein vor dem Gesetz." Da sprach Meïr abermals: „Was hast Du begangen?"

8. Und der Mann erhob seine Stimme und schrie: „Wehe mir! Denn ich bin Der, den sie den Fünfsünder nennen. Ich bin Unterhändler mit Dirnen, ich putze das Schauspielgebäude; ich trage die Gewänder der Dirnen ins Badhaus; ich tanze vor ihnen und schlage die Pauke."

9. Rabbi Meïr aber sprach: „Hast Du denn niemals Gutes gethan in Deinem Leben?" Und der Mann erwiderte: „Da ich einstmals das Schauspielhaus säuberte, fand ich ein Weib. Die jammerte, weil ihr Mann gefangen saß, und hatte nichts, daß sie ihn loskaufte. So wollte sie sich den Knechten der Römer hingeben, daß sie ihn löfete. Da ich Dies hörte, verkaufte ich mein Bett und gab ihr das Geld."

10. Und Rabbi Meïr fragte zum Letzten: „Nun sprich: wer hat Dich geschlagen?" Da antwortete der Fünfsünder: „Die Knechte der Römer haben mich geschlagen, darum, daß ich meinen Sohn bestattete."

11. Da erhob der Rabbi seine Stimme und rief: „Fahre hin und schlafe über Nacht. Am Morgen aber wird der Herr Dich erlösen. Wo nicht, so erlöse ich Dich." Da verschied der Mann in Frieden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.